Auf rother Erde.

Auf

Rother Erde.

Eine Novelle

von

Fanny Lewald.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1850.

I.

Auf rother Erde.

I.

Nachdem man einen ganzen Tag hindurch auf der Eisenbahn gefahren ist, welche von Berlin nach dem Rheine führt, gelangt man Abends in das Residenzstädtchen Bückeburg und erblickt plötzlich eine waldige Hügelkette, welche gegen die öden Sandflächen von Hannover und von der Mark Brandenburg auf das Wohlthuendste absticht.

Das Reich des Maschinenwesens, der städtischen Beengung, der schwarzgeräucherten Dampfschornsteine, der kränklich und ärmlich aussehenden Bevölkerung ist zu Ende, wenn man die Thore der kleinen Residenz verläßt und sich hier mitten auf der rothen Erde Westphalens, in einer kräftigen, lebenstrotzenden, echt deutschen Natur befindet. Prächtige Laub-

wälder auf sanft ansteigenden Höhen, fette Weide, üppige Getreidefelder und fruchtbeladene Obstbäume, wohin das Auge sich wendet, von der Tiefe der breiten Thäler bis hinan zu dem Rücken der Hügel; und das Alles so frisch, die Blätter der Bäume so saftgrün, so staublos glänzend, wie am ersten Schöpfungstage.

Bald steigend, bald fallend zieht sich die Straße die Weser entlang, bis zu der alterthümlichen Stadt Hameln hin, deren graue Häuser mit hochstämmigen Rosen umpflanzt, niedersehen auf das silbern sprudelnde Wehr des breiten, hier abgedämmten Flusses. Eine stattliche Kettenbrücke führt hinüber, ihr zur Seite liegen die Dampfböte, welche die Verbindung mit dem reichen Bremen besorgen. Jenseits der Brücke aber steigen die Hügel wieder prächtig empor, um bei dem Städtchen Aerzen abermals zu sinken und das Thal zu bilden, in dessen Mitte Pyrmont gelegen ist.

Pyrmont war im vorigen Jahrhundert, und noch in den ersten Jahrzehnten des jetzigen, einer der besuchtesten Badeorte Deutschlands, ein Zusammenkunftsplatz der Aristokratie, wie Aachen und Spaa. Nicht allein die Sorge um eine herzustellende Gesund-

heit, sondern die Macht der Mode führte die Gesellschaft dorthin. Die Bäder waren Vergnügungsorte, und die Spazierpartien, die Bälle, die nie fehlende und stark besuchte Pharobank, wirkten eben so anziehend auf die Gesunden, als die Stahlquellen auf die Kranken.

Daß Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm II., Louise, die schöne Königin von Preußen, und andere fürstliche Herrschaften das Bad zu wiederholten Malen besuchten, mochte noch dazu beigetragen haben, es in Aufnahme zu bringen. Sobald der Juni gekommen war, strömte man hinzu von allen Seiten, und der Andrang der Fremden war in jener Zeit so stark, daß man oft in Pyrmont ein Goldstück dafür zahlte, Nachts in seinem Wagen unter dem Dache einer Remise zu schlafen, bis man für große Summen ein freigewordenes Zimmer in einem der Häuser erhalten konnte. Bei solchem Zusammenflusse von Fremden konnte es natürlich auch an Glücksrittern, an Abenteuerern aller Art nicht fehlen. Die Romanschreiber und Novellendichter jener Tage benutzten daher Pyrmont gar häufig als Hintergrund für ihre Dichtungen, ließen dort Liebeshändel unter dem Schutze der Badefreiheit sich bilden, und Entfüh-

rungen unter der gleichen Begünstigung zu Stande kommen, da Entführungen damals eben so sehr Sache der Mode waren als Pyrmont selbst.

Aber jene Tage der Herrlichkeit sind für Pyrmont seit lange vorüber. Die Eisenbahnen, welche der menschlichen Sehnsucht nach dem Fernen, nach dem sonst Schwererreichbaren so hülfreich und gefährlich entgegenkommen, haben die Lust an dem Besuche heimischer Badeorte verringert. Man findet keine Freude mehr an einer Gegend, die man für wenig Thaler in wenig Stunden erreichen kann. Man geht nach Italien, nach Frankreich, um sich zu vergnügen, und die deutschen Badeorte sind gewöhnlich nur der Aufenthalt der Leidenden, die hier in stiller Zurückgezogenheit Erleichterung, wenn nicht Heilung ihrer Schmerzen zu finden begehren. Auch Pyrmont ist einsam geworden wie die Mehrzahl der deutschen Bäder; nur eine Eigenthümlichkeit ist ihm geblieben, durch die es sich fast von allen anderen Brunnenplätzen unterscheidet. Es wird sehr viel von den westphälischen und hessischen Landleuten besucht, die in Pyrmont jetzt fast die Hälfte der Badegäste bilden.

Alltäglich sieht man zu Anfang des Juni ganze Bauernfamilien auf langen Leiterwagen ankommen,

auf denen die mitgebrachten Betten die Sitze bilden. Alle Lebensmittel für die Zeit des Aufenthaltes führen sie bei sich, Wohnungen sind am Ende der Stadt für geringe Miethe zu haben, der Gebrauch des Brunnens ist gratis, die Benutzung der Bäder wird ihnen billiger gestellt, und so sind es nicht nur Kranke, sondern auch viel gesunde Landleute, die sich eine oder mehrere Wochen von der Heimat losreißen, um sich in dem Badeorte zu belustigen. Die wohlhabenden Bäuerinnen fordern diese Vergnügungsfahrt so eifrig, wie die Damen der kleinen Städte eine Reise in die Residenz, und der Bauer, der das Jahr hindurch gearbeitet hat, geht nach Pyrmont, weil es gut ist, vor der beginnenden Anstrengung der Ernte „den Leib ordentlich ruhen zu lassen und die Knochen durch den Gebrauch des Bades geschmeidig zu machen.“

Während einzelne Landleute langsam auf- und niedergingen, saß eines Tages im Juli des Jahres 1848 ein junger, elegant nach der neuesten Mode gekleideter Mann in der Allee zu Pyrmont und rauchte seine Cigarre. Es war gegen zwölf Uhr Mittags, die Allee ziemlich einsam; denn die Mehrzahl der Fremden ist um diese Zeit entweder mit dem Bade oder mit einer nach demselben vorgeschriebenen Pro-

menade beschäftigt, zu der man die sonnigern Theile des Parkes der kühlen Hauptallee vorzuziehen pflegt. Die Verkäufer in den Magazinen und Buden saßen müßig vor ihren Thüren. Man hörte nur das Zwitschern der Vögel und das Plätschern des Springbrunnens am Ende der Allee, indem aus dem Schnabel eines schwarzen Schwanes der helle Wasserstrahl hoch in die Luft emporstieg. Durch die leise zitternden Blätter der Bäume fiel das Sonnenlicht spielend auf die angenehmen, kräftigen Gesichtszüge des Jünglings, dem eine vollblütige Farbe, schwarzes Haar und große, heiterblickende Augen einen lebensfrischen Ausdruck gaben. Er sah, halb hingestreckt auf der Bank, unverwandt einen ebenfalls jungen, aber bleichen Bauer an, der sich auf die Lehne derselben Bank gestützt hatte und mit einer kurzen Pfeife im Munde den ruhenden Städter betrachtete.

Eine Zeitlang schwiegen Beide, dann wendete sich der Städter zu dem Herangetretenen mit den Worten: „Wenn es Euch recht ist, möchte ich Euch eine Cigarre geben; denn Euer Tabak ist schlecht!“

Der Bauer, welche offenbar die Absicht gehabt hatte, eine Unterhaltung mit Jenem anzuknüpfen, schien durch diese unerwartete Anrede ebenso außer

Fassung gebracht als beleidigt worden zu sein, und doch nicht recht zu wissen, wie er sich ihr gegenüber zu verhalten habe.

„Hier ist nicht Berlin,“ sagte er endlich, „hier darf Jeder rauchen, wo es ihm gefällt, junger Herr!“ nahm aber trotzdem seine Pfeife aus dem Munde, steckte sie in die Tasche und schickte sich an fortzugehen.

Der Andere, welcher fühlte, daß er Unrecht gehabt habe, wollte es gut machen. „Wart ihr in Berlin?“ fragte er.

„Ja, Herr! Ich war Soldat zwei Jahre lang bei den Garden im Kaiser Franz Regimente,“ entgegnete der Bauer mit sochem Nachdruck, als wollte er beweisen, gegen wen der Städter sich vergangen habe. Der schien es aber nicht im Geringsten zu beachten, sondern fragte mit ruhiger Gleichgültigkeit:

„Da hat's Euch wohl auch besser gefallen, als auf Eurem Dorfe?“

„Jetzt soll es doch aber sehr schlimm dort zugehen,“ entgegnete der Bauer, ohne die Frage des Andern zu beantworten; gleichsam, um seine Kenntniß der Weltvorgänge zu zeigen. „Ist es denn wahr, daß sie in voriger Woche haben dem König ans Leben gewollt, wie sie das Zeughaus geplündert haben?“

„Den König ans Leben hat Niemand gehen wollen," erwiederte der junge Mann, indem er ruhig den Rauch seiner Havannacigarre in die Höhe blies. „Indeß, eine tolle Wirthschaft ist's freilich gewesen; aber nehmt Euch nur erst eine Cigarre, da Ihr doch Eure Pfeife weggesteckt habt."

Mit den Worten reichte er dem ehemaligen Soldaten die Cigarrentasche hin, der ablehnend das Haupt schüttelte. „Ich danke, junger Herr!" sagte er; „mir ist mein Tabak gut genug, wollte ich andern haben, so könnte ich ihn mir selbst kaufen!" — und ehe noch der Städter auf die unerwarte Antwort etwas entgegnen konnte, hatte der Andere, durch das Rollen eines Wagens aufmerksam gemacht, sich schnell nach der Landstraße gewendet. Dann rückte er die Mütze und ging mit der Bemerkung: „Da kommt meine Freundschaft!" von dannen.

„Sind das die Aeltern des Menschen!" fragte der Zurückgebliebene einen bejahrten Landmann, der unweit von ihnen gestanden und die Worte des Soldaten mit sichtlicher Mißbilligung gehört hatte.

„Nein, Herr!" antwortete dieser, „es ist der Wirth vom Birkenhof, der Kunz Schmidt aus dem Iserlohnschen. Der kommt beinahe alle Jahre her

und immer mit Kind und Kegel. Sie sind Gefreundete von dem Freienfelder Friedrich, mit dem Ihr hier gesprochen habt, und der ein braver Bursche ist, nur etwas barsch, wie die Soldaten pflegen," fügte er entschuldigend hinzu.

Während dessen war der Leiterwagen herangekommen, der von vier tüchtigen braunen Pferden gezogen wurde. Zwei ältere Frauen, ein junges Mädchen und zwei ganz kleine Buben saßen darauf; der stattliche Mann, der die Pferde lenkte, ging, da die Straße bergan führt, nebenher. Ein buntbemalter, mit Messingschlössern verzierter Kasten bildete die Rückwand des Wagens; ein blankgescheuerter Kessel, einige eiserne Tiegel und Pfannen waren an den Sprossen der Leitern befestigt, und die Masse der mitgebrachten Vorrathssäcke, die Kleidung aller Personen, welche sich auf dem Wagen befanden, bezeugten deutlich, daß die Ankommenden wohlhabende Leute waren, welche sich keinen ihnen erwünschten Lebensgenuß zu versagen brauchten.

Der junge Städter, so wie der alte Bauer blickten nach dem Wagen hin. „Diesmal hat er sogar die alte Margarethe mitgebracht!" sagte der Letztere, wie mit sich selbst sprechend, während der Andere mit

dem Ausrufe: „Teufel! ist das Mädchen schön!“ von seinem Sitze emporsprang. Der Bauer sah ihn mit großen Augen ernsthaft an und bemerkte dann im Tone der Warnung: „Es ist rechtschaffener Leute Kind!“

Der Jüngling mochte nicht darauf geachtet haben, er antwortete nichts und ging, nachdem er dem Wagen eine Weile nachgesehen hatte, in seine Wohnung, sich für den Mittag im Curhause umzukleiden.

II.

Anton, der zwanzigzährige Sohn eines reichen Fabrikanten, war bisher mit spielendem Leichtsinn durch das Leben gegangen. Vorsorgliche Aelternliebe hatte dem einzigen Kinde den Pfad geebnet. Er wußte, daß großer Reichthum, eine fruchtbringende Thätigkeit, ein genußvolles Leben seiner warteten, wenn er einst die theoretische und praktische Bildungsschule für seinen Beruf durchgemacht haben würde, welche sein Vater ihm vorgezeichnet hatte. Im vollen Besitze alles Dessen, was ihm wünschenswerth erschien, hatte er Niemand beneidet und Alles auf das Beste gefunden in dieser Welt, mit Ausnahme des Absolutismus und der Bureaukratie, welche sein Vater seit Jahren bekämpft hatte, so weit dies in den gegebenen Verhältnissen möglich gewesen war.

Die Revolution des Jahres 1848, welche seinen Vater in die Nationalversammlung und bald zu einem bedeutenden Staatsamte führte, fand in Anton einen lebensfrohen, unverdorbenen Jüngling. Von Jugend auf gewöhnt, im Vaterhause Unterhaltungen über die Erstrebungen einer constitutionellen Verfassung zur Hebung des dritten Standes zu hören, hielt er die Revolution für beendet, die nothwendige Ordnung für hergestellt, als sein Vater- und dessen Standes- und Gesinnungsgenossen durch diese Umwälzung jene Geltung im Staate erlangt hatten, nach der sie bis dahin vergeblich getrachtet. Die ebenso berechtigten Ansprüche des vierten Standes, der arbeitenden Klasse, dünkte ihm eine durch die Gewalt der Ereignisse hervorgebrachte, vorübergehende Aufregung, weil diese Volksclasse nach seines Vaters Meinung keine größern Anforderungen an den Staat und an das Leben zu machen berechtigt wäre, als man sie ihr bisher zugestanden hatte. Antons Irrthum war ein verzeihlicher. Er kannte das Volk nur aus den Fabriken oder von den Gütern seines Vaters, und dieser hatte immer redlich für seine Untergebenen Sorge getragen. Es hatte Niemand Noth gelitten von all seinen Arbeitern und Insassen. Gerade darum

aber glaubte Anton ihm unbedingt trauen zu dürfen, wenn er die immer lebhafter werdenden Forderungen der Demokratie als thörichte Maßlosigkeiten verdammte und die politische und materielle Abhängigkeit des vierten Standes von den Besitzenden und Gebildeten als eine Nothwendigkeit, ja als einen Segen für die Arbeiter selbst bezeichnete.

Indeß trotz den mit Bestimmtheit ausgesprochenen Ansichten seines Vaters wurde der Kampf der Demokratie gegen den immer deutlicher hervortretenden absolutistischen Constitutionalismus des ersten preußischen Ministeriums nicht geringer, sondern immer lebhafter und war in voller Kraft entbrannt, als Anton von einer norddeutschen Handelsschule durch seinen Vater nach Berlin zurückgerufen wurde. Der Sturz des ersten Ministeriums, die Ernennung des zweiten hatten bald darauf seinem Vater die Stelle eines Geheimen Rathes verliehen. Der Fabrikantenstolz desselben, der sich von jetzt ab mit dem Hochmuthe des Beamten vereinigte, trug dazu bei, den einst scharfsichtigen Mann gegen die Wahrheit der Zustände zu verblenden und gegen die Demokratie zu erbittern, welche ihn bereits als einen der entschiedensten Feinde fortschreitender Umgestaltung des

Staatswesens, als einen der eifrigsten Vertheidiger des Stillstandes anklagte.

Für Anton war die ganze revolutionaire Bewegung bei seiner Ankunft in der Residenz nur eine neue Art der Belustigung gewesen. Die Wechselfälle des parlamentarischen Kampfes hatten ihn beschäftigt, wie der Ausgang eines Wettkampfes; die Volksversammlungen, die Clubs, ihre Redner, ihre Demonstrationen waren ihm Gegenstände einer angenehmen Unterhaltung gewesen. Die ganze revolutionaire Aufregung aber, welche die tägliche Gleichförmigkeit des Lebens zerstörte, so daß es selbst seinem strengen, bis auf die Minute pünktlichen Vaters jetzt unmöglich fiel, die frühere Regelmäßigkeit in seinem Hause aufrecht zu erhalten, waren dem Sohne als eine wahre Segnung der Freiheit erschienen. Diese leichtsinnige Zufriedenheit hatte jedoch nur einige Wochen gedauert. Sie war bald vor den Anklagen und Vorwürfen gewichen, welche die Opposition gegen seinen Vater erhoben hatte.

Die Sitzungen der Nationalversammlung, der Volksvereine wurden ihm aus Verehrung für den Vater, aus Sorge um ihn zu Gegenständen einer ernsten und aufmerksamen Theilnahme; wo man sei-

nen Vater am Härtesten anzuklagen pflegte, fehlte er selten, und mehrmals war er zu heftigen Aeußerungen verleitet worden, die ihn in unangenehme Händel verwickelt hatten. Aber weder diese, noch die Ermahnungen seines Vaters vermochten ihn von den Volksversammlungen fern zu halten; denn die Stimme der Wahrheit verfehlte ihre Wirkung auf unverdorbene Naturen niemals. Von der Erbitterung, welche er gefühlt, als er die ersten Anklagen gegen seinen Vater, gegen die Partei der Fabrikanten und Privilegirten gehört, ging sein Verstand bald zu der Frage über, ob denn diese Partei so unbedingt in ihrem Rechte, das Volk so unbedingt im Unrechte sei, als er es im väterlichen Hause zu hören gewohnt war? Die Forderungen der Demokratie schienen ihm groß, schwer erfüllbar für den Augenblick, dennoch konnte er sich nicht verbergen, daß man in den ersten Tagen nach der Revolution Versprechen und Zugeständnisse gemacht hatte, die man jetzt nicht mehr zu erfüllen gesonnen war. Er konnte sich nicht verbergen, daß die Partei der ersten Ministerien das Volk nur als Mittel für den eignen Zweck benutzt habe und keinen Vortheil zum Besten des vierten Standes aufzugeben gedachte, obschon sie nach wie vor verlangte, daß

der Adel die Vorrechte opfern sollte, welche den dritten Stand beeinträchtigt hatten. Antons Gerechtigkeitsgefühl empörte sich gegen diese Unbilligkeit, Mißtrauen gegen seinen Vater, gegen die Partei, welcher dieser angehörte, faßte in ihm Wurzel.

Mit Freimuth sprach er dem Vater aus, was er empfand. Aber ein Hauptzug in dem Charakter desselben war Geringschätzung gegen die Jugend und Alles, was er unpraktischen Idealismus nannte. Wenn Anton, von dem immer reger werdenden Drange nach Wahrheit getrieben, plötzlich seine ganze Zeit dem Studium staatswirthschaftlicher Bücher und dem Umgange mit Männern zuwendete, von denen er Belehrung über die ihn beschäftigenden Fragen und Zweifel zu erhalten hoffen konnte, so ließ der Geheimrath dies ruhig geschehen, weil er zuversichtlich annahm, sein Sohn, sein Fleisch und Blut, müsse bald mit Verachtung von dem Studium der Theorien ablassen, die zwar als Theorien ihre Richtigkeit haben könnten, in der Praxis aber ein- für allemal unausführbar blieben. Das jede in sich richtige Theorie im Leben früher oder später auszuführen sei, war eine Erkenntniß, gegen welche der Geheimrath sich mit voller Energie sträubte, weil sie ihm nicht in seine ge-

wohnte Vorstellungs- und Handlungsweise paßte. Da sich der dritte Stand, die im Großen Gewerbtreibenden, für den Augenblick an die Spitze der Bewegung gebracht hatten, wie es für ihre Ansichten paßte, zweifelte der Geheimrath nicht, daß er die Bewegung, welche er anregen geholfen, auch aufhalten und stille stehen machen könne, wie die Räder seiner Maschine, sobald das Fortschreiten ihm nicht mehr passe. Das, was ihm angemessen oder nicht angemessen war, bildete den Maßstab für seine Ansichten. Von dem Centrum der Selbstsucht ausgehend, war er ein Mann der Bewegung, ein Vertreter des Fortschritts, sobald es galt, den Adel und die Kirche niederzuhalten, ein Freund des Stillstandes, wenn die Rechte der kleinen Gewerbtreibenden, der Handwerker, Bauern, Arbeiter geltend gemacht werden sollten gegen den dritten Stand; und er war dies Alles, ohne in seinem Gewissen beunruhigt zu werden, er war es mit voller Ueberzeugung, weil er sich vor jeder bessern Einsicht mit der Energie der Beschränktheit absperrte, die sich nicht stark genug fühlt, einen neuen Weg mit Kraft und Erfolg zu betreten. Er, der einst den Hochmuth der Bureaukratie in unausgesetzten Kämpfen verfolgt hatte, war der hoch-

müthigste Beamte geworden, während er sich willenlos den Forderungen des Hofes fügte, dessen früher von ihm selbst verspottetes Formenwesen ihn umgarnte und bestach. Vollständig beherrscht von einer im Stillen wirkenden Partei und als Werkzeug gebraucht für Plane, welche nicht in seine Ansichten gepaßt hätten, wäre er scharfsichtig genug gewesen, sie zu durchschauen, glaubte der Geheimrath und mit ihm seine Minister, den Hof nur als ein Mittel zu benutzen, mit dem man die Demokratie niederhalte, und bald war die Partei des Geheimraths sowohl durch ihre Selbstüberschätzung, wie durch ihre falsche Demuth in die traurige Stellung betrogener Betrüger gerathen.

Anton mit seinen Fragen, seinen Vorstellungen von dem Vater abgewiesen, der in des Sohnes Glauben an die väterliche Einsicht lange Zeit ein starkes Mittel in der Hand gehabt hätte, ihn für sich zu gewinnen, Anton blieb sich selbst überlassen und fing an mehr und mehr Vertrauen zu den Männern zu fassen, welche an der Spitze der Opposition standen, als der Geheimrath es bemerkte und ihn davon zurückzuführen suchte. Er wählte dazu einen praktischen Weg. Eine Reise, die er im Auftrage des Mi-

nisteriums durch verschiedene Provinzen zu machen hatte, und auf der sein Sohn ihn begleiten sollte, bot die schicklichste Gelegenheit, ihn vor allen Dingen von Berlin zu entfernen und ihn dann in nahe Berührung mit den Volksklassen zu bringen, welche sein Vater für die alleinigen Träger des Staates, der Industrie und der Intelligenz zu halten gewohnt war.

Unter den Einflüssen dieser Reise, auf welcher der Geheimrath vorzugsweise mit Regierungsbeamten, gewerbtreibenden Gutsbesitzern oder güterbesitzenden Handelsherren und Fabrikanten zu verkehren hatte, erblichen in Antons Seele die ersten Eindrücke der Ueberzeugung wieder, die noch nicht stark genug gewesen waren, um selbständig Wurzel in ihm zu schlagen. Die Grundsätze seines Vaters, von diesem bei jedem Anlasse erläutert, wo es sich zu Gunsten der Besitzenden, zum Nachtheil der Demokratie bewerkstelligen ließ; dieselben Grundsätze wiederholt von Beamten, welche großer Achtung genossen und untadlig waren in ihrem Privatleben; wiederholt von Gutsbesitzern und Fabrikanten, deren Familien im weiten Umkreise durch Wohlthätigkeit sich Verehrung erworben hatten, gewannen Anton dem Vater wieder. Er fing an sich zu bescheiden, er glaubte sich geirrt zu

haben, und nahm es ruhig hin, wenn der Vater von der phantastischen Verblendung sprach, zu welcher der Schwindel des Revolutionsfiebers auch seinen Sohn so weit hingerissen habe, daß er bereits an die Utopien der Volksbeglücker geglaubt habe und auf dem besten Wege gewesen sei, aus einem tüchtigen praktischen Menschen ein nutzloser unruhestiftender Ideologe zu werden, was gar nicht für den Sohn eines staatsmännisch gebildeten Vaters gepaßt haben würde. Zufrieden, Anton von diesem Irrthume zurückgebracht zu haben, hatte nach beendeter Amtsreise der Geheimrath sich nach Pyrmont begeben, die Cur zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit zu brauchen, und hier war es, wo Anton uns zuerst begegnete.

III.

Schon am Abend jenes Tages sah Anton, als er mit seinem Vater in Begleitung anderer Curgäste den gewohnten Abendspaziergang machte, die Bauernfamilie wieder, welche ihm am Morgen bei ihrer Ankunft durch die Schönheit der Tochter aufgefallen war.

Ein großes wollenes Strickzeug in der Hand, ging das schöne Mädchen neben der ebenfalls strickenden Mutter und Muhme einher, während der Vater mit Friedrich folgte und die kleinen Jungen neugierig vor der ersten Bude der Allee die aufgestapelten Herrlichkeiten an dem Schaufenster betrachteten. Anton machte die Herren aufmerksam auf das Mädchen. Alle wendeten sich dorthin, und Kunz Schmidt zog, als er des Geheimraths ansichtig wurde, den Hut vor ihm ab. Dieser blickte ihn gleichfalls an, erwie-

derte den Gruß, setzte aber seine Unterhaltung mit den andern Herren fort, und der Bauer ging ruhig seines Wegs weiter.

Indeß am andern Morgen traf man sich abermals, und diesmal trat der Landmann mit der Frage an den Geheimrath heran: „Nun, Herr Geheimrath, denn so ist ja jetzt wohl Euer Titel, wie geht's denn da unten in Berlin?“

Man konnte es dem Geheimrath anmerken, daß ihm diese Anrede mißfiel. Er kannte den Bauer wohl. Schon vor langen Jahren war er mit ihm in verschiedene Berührungen gekommen, und in neuerer Zeit war Kunz Schmidt einer der Wähler gewesen, dessen bedeutender Einfluß auf seine Nachbarn und Freunde des Fabrikanten Wahl in die Nationalversammlung, und damit seine Berufung zu der Stelle fast verhindert hatte, welche dieser jetzt mit so großer Genugthuung behauptete. Einer der reichsten Bauern Westphalens, stand Schmidt im ganzen Lande wegen seiner tüchtigen Wirthschaft, seiner Einsicht und Rechtschaffenheit in hohem Ansehen.

Er mochte nicht viel über vierzig Jahre alt sein. Die große, schon dem Starkwerden des Alters sich zuneigende, aber doch sehr kräftige Gestalt trug den

Kopf fest und stolz auf den Schultern, und die dunkeln Augen sahen mit aufmerksamer Sicherheit um sich her. Die bräunliche Hautfarbe, das kurz geschnittene schwarze Haar, die scharfen Formen der Nase und des Mundes gaben ihm einen Ausdruck der Selbständigkeit, des Selbstbewußtseins, den die kurze und bestimmte Redeweise noch erhöhte, mit der er gegen die Gewohnheit seiner Standesgenossen sich auszudrücken pflegte. Dies Selbstbewußtsein verrieth sich sogar in der sorgfältig gehaltenen Kleidung, obschon sie nicht im Geringsten von der allgemein üblichen Tracht der Bauern abwich. Die Kniehose und die Weste von schwarzem Halbsammt, waren die erstere mit silbernen Schnallen, die zweite mit vielen seidebesponnenen Knöpfen geziert. Ueber das lockergebundene schwarzseidene Halstuch fiel ein in Klosterarbeit genähter Hemdekragen als Aufschlag herüber. Der weißleinene Rock mit kurzer Taille und langen Schößen, war mit Scharlachtuch gefüttert und an Aermeln und Brust mit großen silbernen Knöpfen besetzt. Die starken Schuhe hatten silberne Schnallen, von der Taschenuhr hingen an silberner Kette silberne Petschafte herab, und sowohl der Knotenstock als die braungerauchte Maserpfeife waren mit reichen Silberbeschlägen versehen.

Nur ein wenig hatte er den großen runden Hut von schwarzem Filz bei der Begrüßung gelüftet, und stützte sich, die Füße breit von einander gestellt, gleichsam sitzend auf den Knotenstock, den er in der rechten Hand hinter sich festhielt, während er mit der linken die Pfeife für einen Augenblick aus dem Munde nahm. So hatte er vor dem Geheimrath in einer Weise Posto gefaßt, welche eine ausführliche Antwort zu erwarten schien, weil sie sich berechtigt hielt, sie zu fordern.

Der Geheimrath blickte ihn befremdet an, ein Zug von zornigem Hochmuth flog über sein Gesicht, aber er verschwand ebenso schnell. Zu einem Lächeln übergehend, reichte er Schmidt die Hand und nöthigte ihn, sich mit ihm auf der nächsten Bank niederzulassen, weil sich dergleichen im Stehen nicht gut bespreche.

„Ihr fragt mich, wie es geht, Herr Schmidt, und werdet es doch selbst am Besten aus den Zeitungen wissen, da Ihr ja ein eifriger Politiker und Zeitungsleser seid,“ sagte er. „Ich denke, man soll zufrieden sein im Lande mit dem, was wir in den paar Monaten geleistet haben, seit wir am Ruder sind. Es geht jetzt schneller vorwärts, als vor den Märztagen, da noch all die gelehrten Herren am Ruder saßen, dicke

Bücher durchstudirten und lange Erlasse durch die Bureaus hin- und herschrieben, ehe Dinge entschieden wurden, bei denen Alles auf die augenblickliche Entscheidung ankam. Das geht jetzt anders, wie?"

„Ob Processe jetzt schneller beendigt werden als zu der andern Zeit, das kann ich nicht wissen, Herr Geheimrath; denn ich habe nie einen Proceß gehabt — aber daß es rasch vorwärts geht mit dem, was vorwärtsgehen müßte, das sehe ich nicht. Es ist leeres Stroh genug gedroschen worden, auch jetzund wieder!"

„Was nennt Ihr leeres Stroh?"

„Das, was keine Frucht hat, wie Eure Adreßdebatten und dergleichen Kram!"

„Aber Schmidt, Ihr, ein so bewanderter Mann, Ihr müßt doch wissen, daß eine Adresse üblich ist in allen constitutionellen Staaten!"

„In allen Staaten, wie wir sie gehabt haben, Herr Geheimrath, mag es üblich gewesen sein. Aber wenn man sich eine neue scharfe Pflugschaar angeschafft hat, ackert kein Mensch mehr mit der alten, abgenutzten. Was wir vom Könige wollten, das hat er gewußt und hat er zu leisten versprochen am 19. März; daß wir dagegen Steuern zu leisten ha-

ben, wußten wir auch. Wozu also ist das wochenlange Streiten gewesen um diese Adresse, die dem Lande eine gute Summe gekostet hat an unnützen Diäten für die Herren Deputirten in Berlin!"

„Wollt Ihr ernten gleich nach der Saat!" — fragte der Geheimrath. Da aber Schmidt nicht darauf antwortete, sondern in langen Zügen den Tabak seiner Maserpfeife rauchte, fügte Jener hinzu: „Gesetze, mein werther Mann, sind eine Saat, die sorglich gepflegt sein will, wenn sie gedeihen soll. Das schießt nicht über Nacht empor, das macht sich nicht im Handumwenden!"

„Ist aber doch viel schneller gegangen, als man Anno Sieben von Tilsit aus Gesetze gab und die Hörigkeit aufhob; ist auch schneller gegangen Anno Dreizehn, als man die Landwehr einführte. Macht nur die Gesetze fertig ohne viel Federlesens, ohne Verklauselirungen und Rückenhalt, und dann seht zu, wie rasch sie Wurzel schlagen werden, wenn sie nur was taugen!"

„Und was nennt Ihr Gesetze, die etwas taugen? Welche Gesetze wollt Ihr gegeben haben, die Euch so dringlich erscheinen, daß Ihr sie nicht erwarten könnt?"

Schmidt blickte dem Geheimrath erst mit einem

stillen Lächeln in das Gesicht, stemmte dann den Stock zwischen den Knien in die Erde, faltete beide Hände darüber, stützte das Kinn darauf und sagte, vor sich niederblickend:

„Warum ist denn das Gesetz über die Volksbewaffnung noch nicht gegeben, die man uns doch versprochen hat, und durch die man das heillose Geld sparen könnte, das jetzt auf die Soldaten verwendet wird, während wir unserer Kinder Arbeit entbehren auf der eignen Scholle? — Warum ist noch kein Gesetz gegeben, daß wir Zucker, Kaffee, Wein und Eisenwaaren so billig haben können, wie sie es unten an der Weser im Friesischen und Oldenburgischen kaufen, während wir hier fast das Doppelte dafür zahlen? Ich nenne nur so, Herr Geheimrath, was mir gerade in den Kopf kommt.“

Der Ton, in welchem der Landmann diese Worte sprach, war im hohen Grade herrisch; er hatte den Geheimrath dabei nicht angesehen, als glaube er, daß er seinen Blick zu scheuen habe. Dieser fuhr verdrießlich empor: „Ihr sprecht, wie Ihr es versteht. Wollte man Euch willfahren und solche Gesetze geben, Ihr würdet sehen, wohin es mit Euch käme.“

„Wohin es käme? — Dahin, daß wir mehr Arbeits-

kraft verwenden könnten auf unser Land, also mehr producirën würden; dahin, daß wir unser Getreide in England besser bezahlt bekämen, wenn man hier keinen Zoll von englischen Waaren erhöbe. Ihr würdet dann freilich Euer Rothgarn und Eure Kattune schlechter bezahlt bekommen als bisher, aber meint Ihr nicht selbst, daß wir Euch auch unsertwegen und nicht blos Euretwegen nach Berlin geschickt haben?“ Dabei sah er den Geheimrath mit einem plötzlich freundlich gewordenen Gesichte, gleichsam scherzend an, sodaß dieser sich gezwungen sah, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Gewiß, gewiß, lieber Schmidt,“ versicherte er, während er seine lange, steife Gestalt fest in den Paletot einhüllte, die hohen Vatermörder in die rechte Stellung brachte und mit dem Bemerken, daß er umhergehen müsse, um sich im Sitzen nicht zu erkälten, von dem Bauer fortzukommen suchte, nachdem er ihm gesagt hatte, daß sie sich ja bald wiedersehen würden, und daß er im Stande sei, alle Zweifel und Bedenken seiner Wähler vollständig zu beruhigen.

Während der Geheimrath dann mit seinem Sohne der Trinkhalle zuschritt, rief Schmidt Weib und Kind herbei, denen Anton sich genähert hatte, und ging mit ihnen ebenfalls von dannen.

IV.

Demüthige Naturen vermögen es, einen Tadel, und wenn es ein ungerechter wäre, schweigend hinzunehmen, eiteln Menschen ist dies unerträglich, sogar wenn ihr Hochmuth dem Tadler die Fähigkeit abspricht, überhaupt ein richtiges Urtheil zu fällen. So hoch sie sich stellen, werden sie in ihrem Innern von jedem Pfeile getroffen, den der Niedrigststehende gegen sie schleudert, und so wenig sie geneigt sind, der fremden Meinung zu folgen, so eifrig streben sie darnach, sie für sich zu gewinnen. Das giebt ihnen eine Rastlosigkeit und zugleich den Wunsch, zu gefallen, durch den die sonst unvermeidliche Starrheit des Hochmuths gebrochen, ja bis zur schmeichelndsten Zuvorkommenheit verwandelt werden kann.

Die Angriffe, welche das Ministerium, dem er

angehörte, und er selbst fast täglich durch die Presse erlitten, wies der Geheimrath mit kalter Geringschätzung ihrer Urheber von sich zurück und hielt sie keiner Beachtung werth. Daß aber ein Bauer, daß der reiche Schmidt, den sie scherzend den Bauernkönig von Westphalen nannten, ihm harte Vorwürfe in das Gesicht zu sagen wagte, ließ ihm keine Ruhe.

Fast neidisch bemerkte der Geheimrath die an Ehrfurcht grenzende Weise, in welcher das ganze anwesende Landvolk sich gegen Schmidt verhielt, der in zutraulicher Herablassung Jedem freundlich Rede stand und immer einen Kreis von Landleuten um sich hatte, von denen seine Ansprüche wie Orakel verehrt wurden. Eine gleiche Auszeichnung schien sich auf seine ganze Familie zu erstrecken und auch seiner hochbejahrten Schwester, der lahmen Margarethe, zu Theil zu werden, obschon die Art, in welcher diese sich kleidete, fast ärmlich aussah neben dem stattlichen Auftreten der übrigen Familie.

Vergebens hatte der Geheimrath gehofft, Schmidt werde im Laufe des nächsten Tages wieder an ihn herantreten, ihm die versprochenen Erklärungen abzufordern, aber weder das vertrauliche Grüßen, noch das freundlich hingeworfene „Guten Tag, mein Herr

Wähler!" bewogen diesen, einen neuen Schritt dem Geheimrath entgegen zu thun.

„Er weiß jetzt, was ich von Denen in Berlin denke," sagte er sich, „und kann er sich rechtfertigen, so wird er schon von selbst anfangen, wo nicht, weiß ich, was ich davon zu halten habe, und will's an mich herankommen lassen. Ich brauche ihn nicht, aber er kann mich brauchen, und er ist keiner von Denen, die ihren Vortheil aus dem Auge lassen."

Aehnliche Bemerkungen mochte der Geheimrath sich selbst gemacht haben, als er am Morgen des dritten Tages Anton in eine Unterhaltung mit Schmidt verwickelt sah.

Nach den beantworteten Fragen nach dem Woher und Wohin, nach Alter und Beruf, war Anton bereits zur Erzählung der Berliner Vorfälle übergegangen, denen sowohl die Tochter des Landmanns als die alte Margarethe aufmerksam zuhörten, während der junge Bauer, den wir am ersten Tage unter dem Namen Friedrich kennen gelernt, abseiten stehend und anscheinend mit Frau Schmidt und ihren Knaben beschäftigt, kein Wort von Demjenigen verlor, was in der Hauptgruppe gesprochen wurde.

Diesen Augenblick benutzte der Geheimrath, eben-

falls hervorzutreten und sich in die Unterhaltung zu mischen. „Nun, Margarethe, wie geht's?" sagte er, während er ihr die Hand reichte, „noch immer in Iserlohn?"

„Kennst Du die Margarethe?" fragte Anton verwundert seinen Vater.

„Haben sie Dir das nicht gesagt?" entgegnete der Geheimrath. „Wir sind alte Bekannte und unsere Familien schon lange Jahre im Lande."

„Die Schmidts wohl, Herr Geheimrath; denn ich bin, wie sich im Kirchenbuche nachweisen läßt, der Achte unseres Namens, der den Birkenhof besitzt, indeß, wie Ihr Herr Vater zuerst in unsere Gegend gekommen ist, das können sich viele Leute bei uns erinnern, es ist noch keine fünfzig Jahre her."

„Der junge Herr sieht aus wie er," bemerkte Margarethe; „er war nicht viel älter, als er zuerst mit seinen Rothgarnproben auf den Birkenhof kam."

Weder der Bauer noch der Geheimrath schienen dieses Gespräch fortsetzen zu wollen, und der Letztere fragte, wieviel Kinder Schmidt habe. Er antwortete, daß er fünf Kinder gehabt, drei Söhne und zwei Töchter; daß die älteste Tochter verheirathet und der älteste Sohn gestorben sei. „So habe ich," fuhr er fort,

„nur noch die Marie im Hause und die beiden Buben. Den Aeltesten werde ich studiren lassen, der Jüngste bekommt den Birkenhof, wie sich's gebührt!“

„Schmidt,“ fiel ihm da plötzlich der Geheimrath ins Wort, „Ihr schreit ja so um Gesetze zu Eurem Vortheil; Ihr könnt's ja auch gar nicht abwarten, daß die Privilegien aufgehoben werden, wie möcht's Euch gefallen, wenn wir nun ein Gesetz erließen, das mit der verdammten ritterlichen Fideicommißwirthschaft auch Euer eben so himmelschreiendes Erbrecht aufhöbe, bei dem die ganze Familie leer ausgeht dem jüngsten Sohn zu Liebe?“

„Das Gesetz würde kein rechtschaffener Wirth, kein rechtschaffener Vater beachten, Herr Geheimrath. Ueber sein Hab und Gut hat Jeder selbst zu bestimmen; das Recht werden wir uns auch nicht nehmen lassen in Westphalen, der Bauer so wenig als die Ritterschaft.“

„Ihr habt gut sprechen,“ bemerkte Jener, „da Ihr der Jüngste seid, aber fragt einmal Eure ältern Geschwister, ob die damit zufrieden waren? Die Margarethe hätte wohl auch einen Mann gefunden, hätte sie Haus und Hof gehabt wie Ihr.“

„Ich hätte ihn auch ohne das gefunden, aber ich

habe ledig bleiben gewollt. Und wenn der Jüngste Hof und Land erhält, so gebührt sich das von Rechtswegen. Die Großen können sich helfen, wenn die Aeltern sie erst groß gezogen haben, für den Jüngsten aber muß gesorgt werden. Unser Aeltester war Vicar-Adjunct, wie Vater und Mutter starben, der Kunz war ein Kind. Was hätte werden sollen aus dem, hätte er nicht den Hof gehabt, und wäre ich nicht dageblieben bei ihm, bis er selbst wirthschaften konnte und sich die Frau nahm?"

„Und," fuhr Schmidt fort, „glaubt Ihr, daß wir Westphalen auch Hof und Land wollen zertheilen lassen, wie das bei Euch am Rheine geschieht, wo Niemand sich ernähren kann auf der ererbten Ruthe, und dann Gott danken muß, wenn die Fremden aus den andern Provinzen kommen, die parcellirten Stücke zusammenzukaufen und die Besitzer in Instleute und Häusler zu verwandeln?"

Der Geheimrath lachte. „Ihr sprecht ja ganz wie Euere Standesherrn, die auch fest an dem Alten hangen."

„Woran sie wohl thun!" fiel ihm Schmidt in das Wort. „Hätten wir Alle das immer gethan, so wäre es anders im Lande, so wäre es, wie es unsere Alt-

vordern gehabt haben; der Bauer säße frei und ungeschoren auf seinem Hofe, die Fürsten mietheten sich Soldaten unter den Leuten, die nichts zu thun haben, als Soldaten zu werden, die Kirche und unsere angestammte Ritterschaft hätten das Ihre, und es wäre nicht so weit gekommen, daß man jetzt selbst daran denken muß, sich mit den Seinen bewaffnen zu lassen, um sich Recht zu schaffen gegen die ganze Beamtenschinderei, die uns mit ihren Paragraphen und Gesetzen am Liebsten von Haus und Hof vertriebe, um lauter loses Volk zu haben, das nach jeder Pfeife tanzte. So weit ist's aber noch nicht in Westphalen und soll wohl auch nicht so weit kommen!"

„Fahrt nur so fort, Schmidt," sagte der Geheimrath, „macht nur durch Eure Reden recht viel Unzufriedene im Lande, die der Regierung widerstehen, und dann seht zu, wer Euch gegen das Communistengesindel schützen wird, das von Frankreich und Belgien hereinbricht ins Land!"

„Sind noch nicht da, Herr Geheimrath! — Vor dem, was einmal kommen kann, sperr ich mein Thor nicht zu. Unsere schlimmsten Communisten, die wir im Lande haben, das sind alle Diejenigen, die reich werden auf unsere Kosten, die fett werden von un-

serm Schweiß, und die von oben auf uns herabsehen, weil wir sie da oben unterhalten mit unserer Hände Arbeit. Vor denen haben wir uns zu schützen, die haben wir weg haben wollen, als wir hier gewählt haben für Frankfurt und Berlin — und nicht, um uns neuen Sand in die Augen streuen zu lassen!"

Allmählig waren noch mehrere Landleute hinzugetreten; sie waren aus denselben Kreisen, sie waren ebenfalls unter den Wählern des Geheimrathes gewesen, und dieser sah sich in der peinlichen Lage, entweder diese Leute mit ihren Anfragen und Forderungen auf das Bestimmteste abzuweisen und sich dadurch eben so unpopulair zu machen als das Gouvernement, dem er angehörte, oder eine Rechenschaft abzulegen, für die in diesem Augenblicke weder der Ort noch die Zeit schicklich waren. Schnell entschlossen wählte er einen Ausweg.

„Es freut mich," sagte er, „daß wir gerade hier einmal in Ruhe längere Zeit zusammenbleiben und uns über das, was noth thut, gründlich besprechen können. Dazu ist aber weder die Promenade, noch die Brunnenstunde gemacht, und ich möchte Euch vorschlagen, daß Ihr morgen gegen Abend zu mir kommt, so viel Ihr hier von meinen Wählern beisammen seid.

Da kann man denn Alles reiflich überlegen. Sobald ich dann in Berlin bin, wollen wir zuschauen, was sich thun läßt, und daß das Nöthigste bald geschieht. Nur im Umsehen müßt Ihr's nicht verlangen!"

Damit ging er von dannen, gab den Nächststehenden die Hand und ließ bei den Meisten den Eindruck eines zutraulichen, gar nicht stolzen Mannes zurück, mit dem man doch ein vernünftiges Wort reden könne.

Die Besprechung des nächsten Tages war zur Zufriedenheit beider Theile ausgefallen. Der Geheimrath hatte viel von der in allen Staatsformen nothwendigen Gliederung der Stände gesprochen, in denen dem ansässigen Bauernstande, als einer der Hauptstützen des materiellen staatlichen Gedeihens, die höchste Berücksichtigung zu Theil werden müsse. Er hatte die Einwendungen und Beschwerden jedes Einzelnen gehört, gewürdigt und zu vertreten versprochen, er hatte seine ganze Thätigkeit ihrer Sache gelobt und dafür nichts weiter verlangt, als etwas Geduld, und daß man ihn während der paar Wochen, die er seiner Cur wegen in Pyrmont zu bleiben habe, ruhen lassen möge, damit er nachher um so eifriger ans Werk gehen könne. Das Alles hatte

man eingesehen, zugestanden und war im besten Vernehmen von einander geschieden.

Da nun außerdem der Geheimrath gewordene Kaufherr, so oft sich eine Gelegenheit dafür bot, freundlich mit den Landleuten verkehrte, was ihm in den Augen seiner hanseatischen Standesgenossen, deren eine große Anzahl mit ihren Familien im Bade war, einen guten Anschein gab, so wuchs er in der Gunst seiner Wähler von Tag zu Tag, und diese wie die ganze Gesellschaft wendeten ihm Achtung und Ehrenbezeigungen zu. Nur Kunz Schmidt blieb unbestechlich, mit ihm Friedrich, der eine Abneigung zu haben schien gegen Vater und Sohn.

Im Gegensatz dazu verrieth die alte Margarethe eine lebhafte Theilnahme für Beide, welche sich jedoch besonders dem Sohne zuwendete. Sie unterließ es niemals, ihm wenigstens „Guten Tag“ zuzurufen, wenn er mit den Damen seines Umgangskreises einherging, oder mit irgend einer Frage an ihn heranzutreten, wenn sie ihn allein fand; und Anton seinerseits begann bald fast ein eben so großes Gefallen an Margarethen zu hegen, als er für Mariens Schönheit empfand. Es lag etwas Eigenthümliches in dem Wesen und in der ganzen Erscheinung der

alten Bäuerin. Ihr schwarzer Rock, die gleichfalls schwarze Jacke und Schneppenhaube, der es an allen üblichen buntfarbigen Verzierungen fehlte, machten ihr bleiches Gesicht, in dem die starken Pockennarben die ursprüngliche Schönheit der Form nicht zerstört hatten, noch blässer erscheinen. Die Augen, obschon von matter Farbe und nicht groß, der festgeschlossene Mund, hatte dennoch viel Ausdruck, und selbst das Hinken konnte trotz ihrer sechzig Jahre es nicht verhindern, daß sie sich gerade und aufrecht hielt, wie die Allerjüngsten. Immer mit dem Strickstrumpf beschäftigt, wendete sie wenig Rücksicht auf die kränkliche Schwägerin, während der Bruder, die kleinen Bruderssöhne und vor Allem Marie offenbar ihre ganze Liebe besaßen und ihr Glück ausmachten.

Wie der Bruder hielt sie darauf und wußte es überall geltend zu machen, daß sie einer der ältesten Familien des Landes angehöre, aber ihr fehlte die daraus erwachsende selbstzufriedene Abgeschlossenheit des Erstern. Was in dem Manne Stolz war, das gab sich in dem Weibe als eine Art von Eitelkeit kund. Der Bruder zwang den Leuten, mit denen er zu thun hatte, den Respect auf, den er sich zu fordern berechtigt hielt; Margarethe strebte nach Anerkennung, um sich durch die Unterordnung ih-

rer Standesgenossen gehoben zu fühlen. Es freute sie, wenn Städter sie beachteten, sie als ihres Gleichen zu behandeln, und ihr Streben, sich diesen in ihrer Sprache und Ausdrucksweise zu nähern, ging offenbar nicht allein von ihrem langen Aufenthalte in Iserlohn hervor, wo sie die Wirthin ihres geistlichen Bruders gemacht hatte.

Der Geheimrath selbst, so gern er Kunz vermied, der an seinem selbstgewählten Deputirten nur den Miethling sah, welcher seine persönlichen Zwecke zu fördern hatte, der Geheimrath selbst hatte Margarethen gern. Er nannte sie ein wunderliches Frauenzimmer und ließ Anton ruhig gewähren, wenn er sich viel mit den Bauern und ihren Frauen zu schaffen machte, weil es diesen schmeichelte und die Popularität von Vater und Sohn noch steigern konnte. „Nebenher," sagte er zu Anton, „werden sich Deine Begriffe über die allgemeine Gleichheit wesentlich berichtigen, von der man Dich in den Klubs unterhalten hat, und Du wirst einsehen lernen, wie wenig diese Bauern mit der allgemeinen Gleichheit zufrieden wären, wenn sie nun plötzlich ihre Knechte als ihres Gleichen behandeln sollten. Die Welt ist überall dieselbe und der Liberalismus im Grunde bei Niemand mehr als Selbstsucht, die nach Freiheit strebt für sich!

V.

Fast eine Woche verweilte Kunz Schmidt bereits mit den Seinen in Pyrmont, als Anton eines Nachmittags im Spazierengehen Margarethen begegnete, die allein des Weges daher gehinkt kam. Er fragte sie, wohin sie wolle?

„Nach Löwzen, junger Herr," entgegnete Margarethe; „die Wirthin dort ist Schwesterkind mit meinem Vater gewesen. Sie ist krank, da will ich einmal hinaufsehen, was ihr denn eigentlich schadet!"

Ohne Weiteres schloß sich Anton ihr an. Von der großen Straße bog man unweit der Hauptallee ab und gelangte in die Kampen. Kamp nennt man im Westphälischen das eingehegte Wiesenland. Diese Kampen, verschiedenen Besitzern gehörend, werden untereinander mit Lattenzäunen abgetrennt, welche

fast überall von Schlehdornhecken und niedriggehaltenen Weiden umwachsen sind. Nur immer an einer Stelle ist ein Durchgang gelassen in den Nachbarkamp, breit genug, einem Menschen Raum zu geben und so den Weg durch das ganze Wiesenland zu bilden, das sich hier bei Pyrmont, an der einen Seite bis zur Chaussee des Städtchens Lügde, auf der andern bis zum Fuß der Hügelkette hinzieht. Ein mit Erlen und Weiden umrandetes, schnell strömendes Flüßchen, die Emme, zieht sich durch das ganze Thal. Es setzt die Maschine der naheliegenden Saline in Bewegung, deren hohe Schornsteine aus der Ebene hervorragen, und treibt weiterhin die Wassermühle, von deren Rädern tausendfach glitzernd das Wasser herniederperlte.

Der Himmel war wolkenlos, ein warmes Sonnenlicht ausgegossen über das frische Gras und Laub, alle Berge umher so klar, daß man die Aeste der einzelnen Bäume bis zu den Spitzen der Berge erkennen konnte. Den Wandernden gegenüber zogen sich die lippedetmoldischen Berge hin, an deren Fuße das preußische Städtchen Lügde mit seinem von Karl dem Großen erbauten, achthundert Jahre alten Kirchlein, im Sonnenscheine ruhte. Weiterhin erhoben sich die

zu Hessen-Kassel gehörenden Höhenzüge, während rechts die letzten Ausläufer des Teutoburger Waldes, links der Königsberg das Thal abschloß, von dessen halber Höhe das rothbedachte Försterhaus freundlich herniederschaute.

Auf den eben frischgemähten Wiesen schritt man wie auf grünem Teppich einher, der kräftige Duft des Heus quoll aus den Schobern hervor. Kein Laut regte sich in der ganzen Natur, außer dem Schwirren der Käfer und dem Jubelton aufsteigender Lerchen, die sich, vom Tritte der Nahenden aufgeschreckt, in die Luft schwangen, um bald darauf wieder unterzutauchen in den warmen, duftigen Rasen. Ruhig hingestreckt lagen weiße und braune Kühe in den einzelnen Kampen, hie und da hob eine den Kopf empor und schaute mit hellen Augen die Vorübergehenden an, um sich dann wieder auszustrecken und die genußreiche Ruhe nicht zu unterbrechen.

Die friedliche Stille hatte etwas Bannendes. Die Wandernden schwiegen Beide, bis Margarethe sagte: „Ist's Einem doch, als dürfte man das liebe Vieh nicht mit seinen Reden stören, so still hat's unser Herrgott ihnen heute zurecht gemacht. Manchmal möcht' ich auch wieder hinaus zum Bruder auf den

Birkenhof, aber ich hab's geschworen, in der Stadt zu bleiben, so schwer es Einem im Sonnenschein auch wird, immer die alten Mauern und nicht einmal ein schön Stück Vieh um sich zu sehen!"

Dabei trat sie an eine silbergraue breitstirnige Kuh heran, klopfte ihr den Hals und setzte sich neben dem Thier ins Gras.

„Euer Fuß will wohl nicht weiter fort," sagte Anton und setzte sich neben sie. „Wie seid Ihr denn dazu gekommen, lahm zu sein? Seid Ihr denn so geboren, Margarethe?"

Es ist kein Krüppel gewesen unter allen Kindern im Birkenhof," entgegnete die Alte, „und ich habe so gesunde Glieder gehabt wie Eine. Lebte Euer Großvater noch, der könnt's Euch sagen, ob ich lahm geboren bin."

„Margarethe, Ihr habt schon oft von meinem Großvater gesprochen und Euch gefreut, daß ich ihm ähnlich sehe, was habt Ihr gehabt mit ihm? Erzählt es mir, da wir jetzt allein sind und ich es schon all die Tage gern gewußt hätte."

Margarethe sah ihn eine Weile an, dann sagte sie: „Ja, so hat er ausgesehen; — ich hatt's vergessen und viele Jahre nicht mehr daran gedacht; denn

die Zeit macht vergeßlich. Nun, da ich Euch gesehen habe, ist mir's oft, als wär's nicht lange her, und als könnte es Alles noch einmal geschehen. Darum wollte ich, Ihr wäret nicht gekommen, und meine Augen hätten Euch nicht gesehen! Aber Ihr sollt es wissen, und darum will ich's Euch erzählen, was nie ein Mensch von mir gehört hat.

Als ich jung war wie die Marie und auch wohl schön wie sie, da kam Euer Großvater zu uns in den Hof. Ihr werdet es kaum wissen; denn man wird es Euch nicht gesagt haben, wie der klein angefangen und mit Noth und Sorge gekämpft hat lange Zeit. Der Reiche vergißt oft gern der Tage seiner Armuth. Es war Winterszeit und klingender Frost, und Euer Großvater war ganz erstarrt von der Kälte; denn seine Kleider waren abgetragen und nicht warm. Die Mutter nahm ihn mitleidig auf die Ofenbank, wir mußten Platz machen für ihn; er aß die heiße Suppe mit uns, und als er aufgethaut war und mein Vater ihn ausfragte, erzählte er uns sein Leben. Er war ein Findelkind, das man vor der Thür seines Herrn ausgesetzt hatte. Der hatte ihn auferziehen lassen und ihn dann als Laufburschen, hernach als Gehülfen in seinem Kram gebraucht und ließ ihn nun mit dem

Rothgarne auf den Dörfern herumreisen, um Kundschaft zu bekommen unter den Bauern, die das Rothgarn für das Hausgewebe brauchten. Damals webten die Bauern mehr noch selbst als jetzt, und wenn der Flachs gerathen war, hatten wir drei, auch vier Webstühle im Gange. Nach jenem Tage kam er oftmals in unsere Gegend, und immer kam er wieder in unsern Hof. Wenn wir sein Pferd kommen sahen, freuten wir uns, Vater und Mutter gingen ihm entgegen, der Knecht schnallte unbefohlen das Ränzel ab und führte das Pferd in den Stall; denn Jeder wußte, daß er übernachten würde, so gewiß als ein Kind im Vaterhause übernachtet. Er wußte seine Geschäfte in der Nachbarschaft so einzurichten, daß er oft die Wege am Tage zu Fuß oder zu Pferde nach den nächsten Höfen und Dörfern machte und Abends immer wiederkehrte unter unser Dach. Mein Vater ließ sich gern von ihm erzählen, wie es in der Stadt aussah; meine Mutter erfuhr von ihm, was in der Nachbarschaft geschah; ich hörte Alles gern, was er erzählte, und Alle mochten ihn gern, ich aber am meisten. Als ich siebzehn Jahre als war, hatte er mir's auch gesagt, wie lieb er mich hätte, und wir hatten uns zu heirathen versprochen, sobald er Haus und

Hof haben würde; denn daß mein Vater mich einem Menschen geben könnte, der noch mit sechsundzwanzig Jahren nichts hatte als neunzig Thaler Lohn, daran war nicht zu denken, und wir konnten ja auch nicht leben damit. So gingen viele Jahre hin. Schreiben konnte er mir nicht; denn ich konnte damals nicht Geschriebenes lesen und habe es erst viel später vom Vicarius gelernt. Allein sprechen durften wir uns auch nicht viel, weil meine Mutter aufmerksam geworden war, und wir mußten, wenn er vom Birkenhofe wegging, genau den Tag und die Stunde verabreden, in der wir uns ein paar Monate später auf irgend einem Punkte treffen wollten, ehe er wieder nach dem Birkenhofe kam. Da habe ich mich mit Angst und Noth weggestohlen und bin ihm bald im Sonnenbrand, bald im Schnee und Regen entgegengelaufen, um ihn nur einen Augenblick allein zu sprechen, und habe ihm Alles geglaubt, was er mir sagte. Von der Stadt hat er mir erzählt, und wie ich werden müßte dort, damit ich hingehörte, und tausend Mal hat er mir Treue geschworen, ich habe sie ihm auch schwören müssen — und ich habe sie gehalten, er aber nicht.

Eines Tages, es war im August und schon wäh-

rend der Kornernte, bin ich am Abend ihm entgegengegangen und habe immer um mich gesehen, wenn ich aus dem stehenden Korn, an dem ich mich hinschlich, hinaus mußte ins freie Feld, auf Stoppeln oder Wiesen, ob mich Niemand bemerkte; denn es war mir angst und beklommen zu Muthe. Im Erlenhag hinter dem Mühlgrunde sollte ich ihn finden, aber er war nicht da, und schon fürchtete ich, ich würde zurück müssen, ehe ich ihn gesehen hätte, als er plötzlich vor mir stand. Er sah blaß aus, daß ich meinte, er sei krank. Ich fragte ihn, was ihm fehle; ich erschrack, als er mich nicht küßte zum Willkommen, wie es sich gehörte; aber er sagte, es sei Alles gut. „Wo hast Du Dein Pferd?" fragte ich. — „Beim Schulzen in Freifelde." — „Wie kommst Du denn dahin?" — „Ich will dort nächtigen." — „Nächtigen? und nicht bei uns?" — „Ich muß morgen in aller Frühe nach Iserlohn zurück." — „Aber weshalb bist Du denn gekommen?" — „Um Dir zu sagen, Margarethe, daß ich zurück muß, und daß ich in den nächsten Monaten wohl auch nicht werde wiederkommen können."

Ich war wie todt vor Schreck, nicht über die Worte, sondern über die Art, mit der er das Alles

sagte. Es war, als wäre er selbst todt, als wär's nur noch sein Gespenst, das wiedergekommen wäre, mich zu ängstigen und zu quälen. In dieser Pein warf ich mich auf die Knie und betete laut, daß der böse Geist weichen möchte. Ich wußte nicht, was ich that. Er fing an zu weinen, ich weinte bitterlich, so bitterliche Thränen, wie sie je ein Menschenauge vergossen hat auf der Welt. Er nahm mich in seine Arme, er sagte mir, daß er gar zu arm sei, daß sein Herr ihn nicht länger behalten wolle, wenn er die Tochter nicht heirathe; daß er mich ja auch nicht heirathen könnte, wenn er den Dienst verließe, weil er dann gar nichts hätte; daß er also heirathen würde, und daß ich es auch thun sollte, wir könnten ja doch kein Paar werden. Er habe sich das Alles überlegt; er könne ja nicht aufs Land ziehen und ein Bauer werden, wenn der Vater selbst was für ihn thun und uns einen kleinen Hof kaufen wollte; ich könne doch auch nicht warten, bis er sich in der Stadt Haus und Hof und ein Auskommen erworben hätte, und ich paßte auch nicht hin und würde das Land nie verschmerzen. — — Er sprach immer, immer fort, er allein; denn ich konnte nichts sagen. Als er gegangen war, wurde es mir

schwarz vor den Augen, daß ich bewußtlos niederfiel. Die Müllersfrau, die mich fand, schickte den Knecht nach dem Birkenhofe und ließ es sagen. Vater und Mutter kamen, mich zu holen mit dem Wagen. Sie meinten, es sei von der Hitze gewesen; sie ließen mir die Ader schlagen; ich sollte sagen, wie ich in den Erlenhag gekommen, ich konnt's nicht; denn viele Tage habe ich damals im Fieber gelegen und von mir selbst nichts gewußt. Als ich zu mir kam und wieder gehen konnte, kam die Mutter ins Wochenbett mit dem Kunz; darüber vergaßen sie zu fragen, wie ich krank geworden und wie ich nach dem Hag gekommen war. Es war große Freude mit dem Kinde; Mutter und Vater waren schon alt, und es hatte es Niemand mehr erwartet. Wenn ich die Freude sah, mußte ich oft weinen; ich dachte mir, das ist nun Alles für Dich vorbei; Du wirst kein Kind haben; denn Du kannst ja Deinen Schwur nicht brechen, den Du bei allen Heiligen gethan hast, wie er — und ich habe ihn auch nicht gebrochen."

Ein Anflug von stolzem Selbstbewußtsein zuckte über das leise geröthete Gesicht der Alten und durch den Ton von Wehmuth, mit dem sie die Geschichte ihrer Jugend erzählt hatte. Sie sah Anton nicht an,

nahm aber das Strickzeug auf, das eine Weile in ihrem Schooße geruht hatte, schlug die blaue Wolle um die Finger und setzte ihre Arbeit fort.

„Und was wurde weiter?“ fragte Anton.

„Was weiter wurde?“ wiederholte Margarethe und legte die Arbeit nieder, „das will ich Euch sagen, junger Herr.“ Dabei faßte sie mit Heftigkeit die Hand des Jünglings und sprach: „Euer Großvater hat schlecht an mir gehandelt, so schlecht, daß weder er noch Ihr noch irgend ein Mensch es jetzt gut machen könnte. Hätte die heilige Vehme noch gelebt, die einst Gericht gehalten hat auf der rothen Erde, sie würde ihn zu finden gewußt haben für den Meineid, den er mir geschworen hatte. Jetzt geht solche Schuld frei aus, und die Zeiten und die Menschen werden immer schlechter dadurch.“

Sie hielt abermals eine Weile inne, dann fuhr sie fort: „Als wieder die Zeit heran kam, in der er sonst bei uns einzutreffen pflegte, blieb er aus, es kam ein Anderer statt seiner. Vater und Mutter fragten nach ihm, und es hieß, er sei wo anders hingeschickt und würde später einmal wieder in diese Gegend kommen. Den Leuten aber, die auch wissen

wollten, wo er denn geblieben sei, sagte der Neue: „Er will sich verheirathen, und da er eine Liebschaft gehabt hat mit der Tochter vom Birkenhof, mag er nicht wiederkommen!“ — Das ging wie ein Heckfeuer umher, es kam auch auf den Birkenhof. Die Leute besannen sich auf meine schwere Krankheit, sie sagten das Schlimmste von mir; wenig fehlte, daß sie mir Kirchenbuße aufgelegt hätten, und doch war ich unschuldig wie ein Kind. Mein Vater war wild vor Zorn; ich sollte gestehen, was ich gesündigt hätte; ich hatte nichts gesündigt, ich hatte nichts zu gestehen. Mit einem Faustschlage stieß er mich zur Erkerkammer hinaus, daß ich mit meinen Augen voll Thränen die Stiege verfehlte, ich fiel, brach das Bein und blieb lahm für Lebenszeit.

Die Nachbarstöchter drehten sich von mir, wie ich wieder unter die Leute kam, von Tanzen war nicht mehr die Rede, aber auch das junge Mannsvolk ließ mich allein in der Ecke stehen. Ich konnt's nicht aushalten, den Aeltern fraß es das Herz ab. Da wurde der Aelteste Vicar-Adjunct im Münsterschen. Den erbarmte es, und er nahm mich fort vom Birkenhof zu sich ins Haus. Bei dem bin ich geblieben fast zehn Jahre, bis Vater und Mutter hinfällig geworden

waren und mich brauchten in der Wirthschaft. Da bin ich zurückgegangen in den Birkenhof und habe ihnen die Augen zugedrückt, und sie haben mir den Kunz anvertraut, der ein Bursche von zwölf Jahren gewesen ist damals zur Zeit. Ich bin denn bei ihm geblieben andere zehn Jahre; drauf hat er sich verheirathen wollen mit seiner Frau, und ich habe ihm abgeredet, weil sie kränklich und schwach gewesen ist von Kindesbeinen an. Solch eine Frau aber taugt nicht in die Wirthschaft. Das hat oft Streit gegeben zwischen mir und ihm; er hat geglaubt, ich wollte keine Frau ins Haus haben, um das Regiment nicht zu verlieren, und einmal im Zorne hat er gesagt: „Ich kann nichts dafür, daß Du ledig geblieben bist, und nichts für Dein lahmes Bein. Man weiß, wo Du's her hast!" — Wie er mir das gesagt hat, habe ich noch am nämlichen Abend meinen Kasten gepackt, bin am Morgen fortgefahren und habe einen heiligen Eid geschworen dem Kunz ins Gesicht, daß mein lahmer Fuß nie wieder die Schwelle vom Birkenhof betreten sollte. Das hat ihn gepackt, er hat mich mit weinenden Augen gebeten, ihn nicht zu verlassen; denn sein Herz ist gut, und nur sein Jähzorn hatte ihn verleitet, ich hätte aber nicht bleiben

können, und wenn die Welt drüber untergegangen wäre. Darauf bin ich wieder zum Aeltesten zurückgegangen, der inzwischen nach Iserlohn als Vicar versetzt worden war, an die katholische Kirche, und bin bei ihm geblieben, bis er vor zwei Jahren gestorben ist.“

Als sie schwieg, fragte Anton mit einer Stimme, der man die innere Bewegung anhörte: „Und Ihr habt auch das gehalten? Ihr seid nie zurückgekehrt auf den Birkenhof? Ihr seid immer einsam geblieben in Iserlohn?“

„Was sollte ich anders, zum Bruder konnte ich nicht hin, so sehr er es bereut, daß er mich zum Verschwören des Hauses gebracht hat, in dem wir Alle geboren sind. Er hat's auch nicht mehr gefordert, weil es doch einmal geschehen war. Er hatte mir ein Leibgeding ausgesetzt, wie man's den Aeltern thut, und das nehme ich an, seit der Vicar gestorben ist. Ich gehe bisweilen mit hieher, er giebt mir dann manchmal die Marie in die Stadt für eine Weile, und ich soll den Aeltesten bekommen, wenn er zur Schule geschickt wird, weil mein Herz an den Kindern hängt. Da bleibe ich denn in Iserlohn und denke, der Herr hat's so gewollt, und der Vicar, der

ein gottseliges Leben geführt, hat mich gelehrt, auch meinen Feinden nicht zu fluchen. Ich habe Euren Großvater manchmal gesehen, wenn er mit seiner Stadtdame und dem einzigen Kinde vorbeigegangen und gefahren ist, ich habe ihn auch ab und zu einmal gesprochen in den letzten Jahren, und Euren Vater habe ich aufwachsen sehen, der ihm gar nicht ähnelt. Er schlägt nach der Mutter. Ich habe vergeben, wie ein Christ es soll — aber vergessen habe nicht ich, nicht Kunz den Schimpf, der auf den Birkenhof gefallen, so lange die Schmidts ihn haben, und das ist lange her!"

Bei den Worten stand sie auf, schüttelte die Grashalme des losen Heus von ihren Kleidern und schickte sich an, ihren Weg fortzusetzen. Anton folgte ihr. Sie schritten schweigend eine Weile neben einander her, bis er endlich in die Worte ausbrach: „Margarethe, Euch hätte ich gern zur Großmutter gehabt!"

Sie wendete sich langsam nach ihm um, sah ihm ernsthaft ins Gesicht und entgegnete: „Ich habe auch was für Euch wie ein Mutterherz, weil Ihr ihm gleich seht, wie ein Ei dem andern. Ich habe ihm erst ganz vergeben, seit ich Euch gesehen habe, und

es wird wohl gut sein für meine arme Seele, daß es so gekommen ist!“

Beide waren ernst und in tiefen Gedanken. So gingen sie fort, immer die Emme entlang, über ein paar Steinbrücken, durch deren Bogen die schon tiefgesunkene Sonne auf das Wasser funkelte, bis in einen Kamp, der voller Erlengebüsche stand. Ein kleines Mädchen mit nackten braunen Füßchen mühte sich dort ab, eine Schürze voll frischgeschnittenen Grases auf den Kopf zu heben. Dabei war ihr die Sichel hingefallen, die sie nicht aufzunehmen vermochte, so daß Anton hinsprang, der Kleinen zu helfen, die nun neben ihnen herging und sich erbot, da sie in Löwzen zu Hause fei, ihnen einen Richtweg zu zeigen. Die heitere, scherzende und dabei doch kluge Weise, in der die Greisin mit dem Kinde zu verkehren wußte, nahm Anton vollends für sie ein, und um das Mädchen freier zu machen für Margarethe's Scherze, erbot er sich, das Gras zu tragen. Margarethe litt es nicht.

„Laßt sie nur gehen,“ sagte sie, „das ist ihre Arbeit, und sie muß es lernen, auch bei der Arbeit froh zu sein; denn sonst kommt sie nicht viel dazu in so einem Leben wie das unsere, voll langer Arbeitstage und kurzer Rast, das doch viel froher ist als Euer Le-

ben in den engen Stadtmauern, in denen man nichts weiß von Sonnenschein und frischer Luft."

Ueber einen Holzsteg, der aus den Kampen schräg hinauf ging, gelangten sie auf den großen Fahrweg. Dann führte eine Stiege von rohen Steinen bis ins Dorf, das am Fuße der Berge lag. Es bestand aus lauter schlechten Häusern, die Leute darin waren auch schlechter gekleidet, als es sonst in dieser Gegend der Fall, aber sie sahen so zufrieden aus; die Häuser lagen unter Bäumen, so dicht an einander in das lauschige, schattige Fleckchen Erde am Wasser hingebaut, daß Anton meinte, hier müsse es auch im Winter warm, hier immer friedlich und ruhig sein, und diese Ruhe dünkte ihm zum ersten Male süß und wünschenswerth. In dieser ihm bis dahin unbekannten weichen Stimmung seines Herzens fand er Alles schön, was ihn umgab, selbst die fensterlosen Häuser, selbst die halbgetrockneten, rauhen Lehmwände und die ganze Aermlichkeit des Dörfchens.

Vor dem ersten Hause hielt ein Heuwagen, Buben fütterten die vier Esel, welche ihn gezogen hatten, mit frischem Gras und Klee. Am Rande des Flusses lachten die Frauen bei der Arbeit des Waschens, andere kamen mit säuerlich duftendem Brote vom Ofen

zurück, gefolgt von Kindern, die des beim Brotbacken nie fehlenden heißen Fladens warteten. Schaaren von wackelnden Gänsen umringten sie, und Kinder, Hunde und Ferkel krabbelten wie Ameisen, emsig mit sich und ihrem Thun beschäftigt, auf dem Boden herum. Das Alles belustigte ihn, als hätte er es nie gesehen auf den Gütern seines Vaters, und machte ihm doch das Herz schwellen in Wehmuth, wenn er sah, wie Margarethe sich heimisch fühlte in dieser Umgebung, und dann bedachte, daß es im Grunde der frevelnde Leichtsinn seines Großvaters gewesen sei, der sie aus dieser ihrer Welt vertrieben hatte.

Ein unklares Gefühl, eine Bangigkeit, die er sich nicht zu erklären wußte, durchzitterte seine Seele mitten in ihrer Freude. Er hätte sich fragen mögen, was ihm denn eigentlich fehle; er hätte Margarethe fragen mögen und fand nicht den Muth, das Wort dafür. Er kannte sich selbst nicht mehr.

So schritten sie durch das Dorf bis zu dem Gasthofe hin, in dem Margarethe ihre Kranke besuchen wollte. Er lag als letztes Haus des Dorfs, schon ziemlich hoch und so in den Berg hineingebaut, daß man keine Aussicht hatte, als hinab auf den Weg durchs Dorf. Rothzieglig und auch mit Ziegeln be-

dacht, erschien es mit seinen zwei Stockwerken wie ein Palast neben den übrigen Hütten. Vor der Thüre auf der Bank der vorgebauten Treppe saß Margarethens Bruder; ein Fleischer, der ein Kalb verkauft hatte, neben ihm. Das Kalb war angebunden an einen Baum und wehrte sich in wunderlich dummen Sprüngen gegen den Hund, der es bellend umkreiste. Große Schnitten Brot mit Schinken belegt und volle Bierkrüge standen vor den Männern.

„Es geht besser da drin!“ rief Kunz der Schwester entgegen, als er ihrer ansichtig wurde. „Sie wird bald wieder auf den Beinen sein.“ Und dann, sich gegen Anton wendend, fragte er: „Wo hast Du denn den jungen Herrn aufgegabelt?“

„Wir sind des Wegs zusammen gegangen,“ antwortete sie.

„So nehmt Platz, wenn's Euch beliebt, junger Herr,“ offenbar mehr, um Margarethen zu willfahren, die sogleich in das Haus ging, als weil ihm selbst die Ankunft des jungen Mannes willkommen gewesen wäre.

Als Anton sich niedersetzte, stand der Fleischer auf, zog unter der blauen Blouse die lederne Geldkatze um den Leib, rief noch einen schönen Dank für den Im-

biß ins Haus hinein und ging, von seinem Hunde gefolgt, davon, während das angebundene Kalb ihm in jämmerlichen Tönen nachblökte.

Als Anton und Kunz allein waren, sagte der Letztere: „Ihr wißt, daß wir nicht gut zusammenstehen, Eurer Herr Vater und ich; Ihr wißt auch wohl, daß wir hart aneinander gekommen sind bei der letzten Besprechung, die er hier angeordnet hat. Wie kommt es denn, daß Ihr, der Ihr sein Sohn seid, Euch an uns drängt, daß Ihr mit der Margarethe fast mehr Verkehr habt, als mit den Frauenzimmern Eures Standes?“

Ein brennendes Roth flog über Antons Gesicht, es durchzuckte ihm Herz und Hirn. Er hatte es nicht gewußt, weshalb er Margarethen suchte, jetzt stand es in voller Klarheit vor seinem innern Auge. Die räthselhafte Wehmuth, die ihn durchzittert bei dem sanften Frieden dieses Abends, war ihm plötzlich kein Räthsel mehr. Er hätte den Namen Mariens ausrufen mögen, damit die Sehnsucht nach ihr sich in befreienden Thränen genug thue — aber der kalte, feste Blick des Bauern bannte die auftauchende Wonne in das Herz des Jünglings zurück, und kaum wissend, was er that, sagte er: „Was schadet's Euch, wenn ich mit Margarethe gehe? Sie mag es leiden,

und mein Vater hat nichts wider Euch, nichts wider sie. Ihr thut ihm Unrecht, wenn Ihr anders von ihm denkt."

„Hat er Euch nie gesagt, Euch an uns zu machen, um zu hören, wie die Bauern denken?"

Anton fuhr empor. „Haltet Ihr mich für einen Aufpasser?" rief er zornig.

„Nein Herr! Aber Euer Vater ist ein Mann, der seinen Vortheil versteht. Er könnte Euch gesagt haben: Sieh Dir die Bauern an, damit Du lernst, daß sie nicht unsres Gleichen sind, und daß wir für uns zu sorgen haben, nicht für Sie."

„Das hat er nie gesagt."

„So hat er's doch gedacht und giebt Euch eine schweigende Lection. Die könnte Euch zu Theil werden, aber anders als er meint, wenn Ihr zu sehen verständet, was vorgeht um Euch her, und Euch zum Mannsvolk hieltet, statt zur Margarethe."

Anton hätte gern geantwortet, gern gesagt, wie es die Wahrheit war, daß er in dem Verkehr mit den Landleuten eine andere Ansicht über sie gewonnen habe, daß er sie in vieler Beziehung bewußter, aufgeklärter gefunden, als er sie geglaubt hatte nach den Schilderungen seines Vaters. Aber die Ehrlichkeit

seines Herzens hinderte ihn, es zu thun, weil er sich nicht verbergen konnte, daß er mehr sagen würde, als er Gutes von ihnen dachte, um Kunz Schmidt für sich zu stimmen und in Mariens Nähe geduldet zu werden.

„Eine Lection,“ sagte er endlich, „habe ich allerdings erhalten, und die besteht darin, Herr Schmidt, daß Ihr ebenso ungerecht gegen die Städter seid, als manche von diesen gegen den Landmann, und daß auch Ihr nur an Euren Vortheil denkt, daß auch Ihr nicht von Euren alten Privilegien lassen wollt, sofern sie Euch bequem sind.“

„Privilegien?“ fragte Schmidt, „welche hat man denn dem Bauer gelassen, die er noch aufgeben könnte? Unsere Söhne nimmt der König in die Garde, weil sie groß und kräftig sind; sie dienen zwei Jahre ganz umsonst, sie werden von der Arbeit weggeholt alljährlich für die Landwehrübung, ohne daß man uns fragte: Brauchst Du jetzt Deinen Sohn, brauchst Du ihn nicht? Aber noch ist kein Bauernsohn Offizier geworden in der Garde, in der die Bauernsöhne dienen müssen. Ich weiß wohl, es heißt dann, sie hätten nichts gelernt — aber wo lernen es die Gardeoffiziere anders, als in den Cadettenhäusern, in denen

der König sie umsonst erhält? Die Adeligen setzen Kinder in die Welt, die der König ernährt mit unserm Gelde, mit unserm Steuerquantum von Anfang bis zu Ende, und wir sollten unsere Kinder zeugen und ernähren, blos daß sie zum Dienen da sind ohne Lohn und Dank? Glaubt Ihr, der Bauer werde mit einem Zaum um den Hals geboren und der Edelmann mit Sporen an den Füßen?"

„Und wißt Ihr nicht, Herr Schmidt, wie sehr mein Vater Eurer Meinung ist, wie auch er die Abschaffung der Garden, der Cadettenhäuser, der Adelsprivilegien, der Steuerbefreiung fordert?"

„Das weiß ich wohl; denn die sind ihm im Wege. Aber hat er schon gefordert, daß der Unterricht frei sein soll für Jedermanns Kind, damit nicht den Reichen allein der Vorzug des Lernens zu Theil wird? Glaubt Ihr, es ist mir gleichgültig, daß ich nicht sprechen kann wie Euer Vater? Glaubt Ihr nicht, daß ich unsere eigne Sache, wenn ich sprechen gelernt hätte, nicht besser vertheidigte als er, dem sie nicht am Herzen liegt? Aber meine Kinder sollen es lernen, und es soll die Zeit kommen, wo eine andere Volksvertretung zusammensitzen wird in Berlin als die jetzige."

Kunz hatte sich warm gesprochen. Anton, so wenig er anfangs gesammelt gewesen war, wurde von der Entschiedenheit ergriffen, mit der Jener seine Ansichten ausdrückte. Er konnte sich nicht verbergen, daß sie viel Wahrheit enthielten, daß von dem Bauer viel gefordert, daß ihm verhältnißmäßig nicht genug, nichts mehr geleistet werde, als der Schutz des Staatsverbandes. Er gestand dies zu, machte aber geltend, daß auch im Bauer ein schroffer Standesgeist, schroffe Standesvorurtheile unverkennbar wären, und daß er den Bauernstolz ganz ebenso ausgebildet fände, als den Stolz des Adels und des Kaufmanns.

„Wie man in den Wald schreit, so schallt's wieder," sagte Kunz, plötzlicher freundlicher werdend. „Es ist gut, daß Ihr was erfahren habt vom Bauernstolz, das ist eine gute Lection. Aber geht ins Land, seht zu in den Höfen, ob der Bauernstolz sich wendet gegen den Untergebenen, ob er hochmüthig herabsieht auf Knecht und Magd, auf Instmann und Häusler? Bei Euch heißt's: freundlich nach oben und barsch nach unten — kommt zu uns und lernt freundlich sein gegen Arm und Gering und starr gegen Den, der sich besser dünkt, weil er es besser hat als wir.

Das könnt Ihr brauchen, wenn Ihr einmal mit Bauernsöhnen zusammensitzen werdet in der Volksvertretung."

„Und wenn ich nun käme," sagte Anton, den Gedanken mit leidenschaftlicher Wärme ergreifend, „und sagte, laßt mich einmal leben im Birkenhof unter Euch, damit ich das Landvolk kennen lerne in seinem Wesen, was würdet Ihr dann antworten?"

Ein Zug des Mißtrauens ward in dem Gesichte des Bauern bemerkbar; „ich würd's Euch abschlagen, mein' ich," erwiederte er trocken. „Denn Ihr könntet Euch nicht lange gefallen unter uns, und was Ihr wissen müßt, daß läßt sich lernen auch in einem Tag, wenn Ihr's nicht glauben wollt ungesehen."

Während dieser letzten Worte, denen Anton aus Besorgniß, das Mißtrauen des Bauern zu steigern, keine Bemerkung hinzuzufügen wagte, hörten sie Tritte sich nahen, und als Anton den Kopf zurückwendete, erschienen auf der obersten Stufe der verfallenen Steintreppe, welche zu den auf der Höhe gelegenen Gemüsegärten führte, Marie und Friedrich. Das Tannengebüsch zu beiden Seiten der Treppe ließ den von der sinkenden Sonne beleuchteten Raum, in dem Marie stand, noch heller erscheinen. Sie hatte

den breitgebogenen Strohhut abgenommen, den die Bäuerinnen zu tragen pflegen; ihr von der Stirn ganz zurückgekämmtes Haar glänzte golden unter dem schwarzen Käppchen hervor, das die zusammengenestelten Flechten bedeckte. Ihre Augen, ihre Wangen strahlten in Jugend und Freude, als sie festen und doch leichten Schrittes die steile Treppe hinabstieg. Es war das schönste Bild eines kräftigen Landmädchens; dennoch lag ein gewisser Ausdruck in ihrem Wesen, der sie von allen andern Bäuerinnen unterschied.

Der junge Mann blickte mit schlagendem Herzen zu ihr empor. Schöner hatte er Marien nie gesehen, mit der er nur wenig Worte gewechselt, seit er sie kannte, und zu der ihn doch ahnungsvolle Sehnsucht gezogen in der Stille dieses Abends, bis ein Wort ihres Vaters ihm verrathen hatte, daß er nur sie gesucht habe bei seinen Streifereien durch Wiese und Feld. Gegen ihre Gewohnheit trat sie rasch an ihn heran, reichte ihm, was nie geschehen war, die Hand und bot ihm einen guten Abend, während sie gleich darauf mit einer Art von schelmischem Trotz nach Friedrich hinüberblickte, der in seinem Sonntagsanzuge stattlich herausgeputzt, kaum die pelzverbrämte

grüne Sammetmütze rückte, um Antons Gruß zu erwiedern.

Während das geschah, klopfte der Vater seine Pfeife aus, zog den Tabacksbeutel hervor, stopfte die Pfeife neu und ging dann mit dem Bemerken ins Haus, daß er nur gute Nacht sagen wolle bei der Kranken und dann nach Pyrmont den Rückweg antreten. Marie folgte ihm, und auch Friedrich ging hinein.

Als sie nach wenig Minuten zurückkehrten, kamen Margarethe und die Wirthstochter mit hinaus. Diese hatte eine frische Schürze vorgebunden und nöthigte Anton und Friedrich, zuzugreifen bei dem Schinkenbrote, das noch auf dem Teller stand. „Das Brot ist freilich nicht frisch,“ sagte sie. „Die Mutter ist aber schon lange krank, da hab' ich nicht immer so backen können, weil ich alle Hände voll zu thun hatte, und nun ist das Brot altbacken und schmeckt nicht mehr. Das thut mir leid.“

Um ihr zu gefallen und weil der Ton unvermögender Gastfreiheit so rührend wahr klang in dem Munde des Mädchens, nahm Anton eine der Schnitten und verzehrte sie lobpreisend. Das freute die Wirthstochter. „Der ist nicht schlecker!“ sagte sie und

trug erheitert den übrigen Vorrath fort, um die Gäste noch ein Stück Wegs zu begleiten.

Wie sie nun so hinschlenderten in dem milden, weichen Abendthau, der von der Sonne noch durchzittert und durchwärmt, sich doch schon um die Höhen zu legen und in gelblichen Lichtstreifen über den Kornfeldern zu schimmern begann, pflückte die Wirthstochter im Gehen bald eine blaue Kornblume, bald eine rothe Feldnelke oder eine wilde Mohnblüthe, band mit Aehren einen Strauß davon und schenkte ihn Anton, zu dem sie Zutrauen gefaßt hatte, seit er ihr Brot gegessen und gelobt hatte.

„Ihr seid anders wie die Andern," meinte sie. „Gestern waren welche da, die fanden das Brot hart und den Schinken zäh und den Pfeffer zu fein und das Salz zur Butter zu grob, und legten das Geld hin und ließen Alles stehen und liegen, daß man sich die Augen aus dem Kopfe schämen mußte, daß es nicht besser war; darum sollt Ihr wenigstens für Euren Schatz einen Strauß mitnehmen von unserm Feld."

„Da werdet Ihr ihn behalten müssen; denn ich habe keinen Schatz."

Die Mädchen lachten hell auf, als ob das un-

möglich sei, und die Wirthstochter fragte: „Wie alt seid Ihr denn?"

„Ich bin bald zwanzig Jahre."

„Und noch keinen Schatz! Das ist Sünd und Schande," rief Marie; „fragt 'mal den Freifelder Friedrich hier, wie viel Schätze der schon gehabt hat, und ist doch nur vier Jahre älter als Ihr."

„Was weißt Du davon?" fragte Friedrich ärgerlich.

„Nichts mehr, als was Alle erzählen, und was Du selbst Allen erzählst, die's nur hören wollen."

„Und was erzählt er denn?" fragte Anton.

„Wie ihm alle Mädel nachgelaufen sind in Berlin, damals, wie er unter den Garden gewesen ist, und wie sie ihn Alle hätten haben wollen und Alle mit ihm gehen, so viel und so schön er sie gemocht hätte, weil sie gehört hätten, daß er des Erbschulzen Jüngster ist, und Vater und Mutter alle Kasten voll haben. Seitdem denkt er, wenn er nur pfeift, müssen sie angeflogen kommen von allen Ecken und Kanten, und darum wirft er sich so in die Brust."

Die Mädchen lachten wieder, auch Margarethe und der Bruder lachten, selbst der Freifelder schien den Spaß nicht ungern zu hören und meinte: „Fliegt

Mancher hoch, der bloß gelockt sein will und nachher gern festsitzt im Nest am Futterkasten.“

„Ja Mancher schon, aber lange nicht Jeder! Pfeife und Pfeife ist ein Unterschied, und zum Locken und zum Kommen gehören hier zu Lande allemal zwei, in Berlin mags anders sein.“

„Jeder Vogel fliegt gern zu Nest,“ meinte Kunz; „das ist dort nicht anders als hier.“

„Ins Nest schon, aber nicht in den Bauer,“ entgegnete Marie mit einem Blick auf Friedrich, und der Vater, der offenbar den jungen Menschen begünstigte, meinte, wenn man im Bauer sein Nest bauen könnte, sei's noch sicherer als im freien Felde. Indeß er sowohl als Margarethe und Friedrich schienen Mariens neckisches Wesen gern zu sehen und für ein gutes Zeichen zu halten, so daß der Letztere, als die Andern ein paar Schritte vorausgegangen waren, es wagte, sie um die Taille zu fassen und an sich heranzuziehen. Aber Marie stieß ihn mit Heftigkeit zurück und sagte: „Bilde Dir nur nicht ein, daß ich von Denen bin, die kommen, wenn Du pfeifst; ich denke nicht daran und hab's Dir oft genug gesagt, daß Du mich gehen lassen sollst. Nimm Dir eine von den Stadtmamsellen, die Dir nachlaufen, oder nimm

Dir meinen Vater, der Dich mag, und laß mich ungeschoren."

Damit wendete sie sich von ihm ab und Anton zu, der neben der Wirthstochter einhergegangen war, und Friedrich ging zu dem Alten, in sich hineinlächelnd, wie Einer, der seiner Sache über jeden Zweifel sicher ist. Auch Kunz war heiterer und gesprächiger denn sonst.

Als die Wirthstochter an einer Ecke des Wegs stehen blieb, um zur Mutter zurückzukehren, und Anton bat, mit ihrer Freundschaft wiederzukommen, wenn sie die andere Woche frisches Brot haben würden, rief der Hofbauer ihr, als sie dann fortging, die Worte nach: „Und merk' Dir's Mädel, früh ins Nest, sitzt man fest."

Dann wanderten sie fort. Während Kunz mit dem Freifelder von Acker und Haus sprach, gingen die drei Uebrigen schweigend einher, bis mit einem Male ein Gegenstand ihre Aufmerksamkeit fesselte. Mitten in der Landstraße, zwischen den Feldern, stand ein grobgezimmerter Kinderwagen. Ein dickes, jähriges Kind lag darin in tiefem Schlaf. Die Leute, die ihn bis hierher gezogen, hatten ihn stehen lassen und waren fortgegangen. Man konnte kein heilige-

geres Bild tiefen Friedens sehen, als dieses schlafende, einsame Kind in der abenddämmernden Gegend, in der nur leise schwirrende Grillen und das dumpfe Schnarren der Drossel sein Wiegenlied sangen. Marie trat hinzu, den kleinen Wagen aus dem Wege fort, unter den Schutz des hohen Korns zu fahren. Dabei kniete sie nieder, das Kind zu bedecken und küßte es leise. Der Kleine schlug die Augen auf und machte ein Schnippchen mit dem Munde, als wolle er weinen; wie er aber Marien erblickte, wurde er freundlich und streckte ihr die Händchen entgegen, während sich doch seine Augenlider wieder schlossen und er offenbar aufs Neue einschlummerte.

„Wie das schläft!“ sprach sie, zu Anton gewendet. „Ich habe sie so lieb die Kinder!“

„Und ich Dich!“ sagte er er so leise, daß nur ihr Ohr es erreichte. Beide wurden glühend roth. Marie wendete das Gesicht ab und gab ihm doch die Hand. Er hatte nicht den Muth, sie zu drücken oder zu halten und ließ sie gleich wieder los. Wie eine Madonna war sie ihm erschienen, als sie neben dem Kinde gekniet hatte, wie eine Madonna, die, umstrahlt von dem sanften Hauche jungfräulicher Mütterlichkeit, vor dem Kinde anbetet, das sie geboren

hat. Er hätte selbst hinknien mögen vor sie, und ein Kind zu haben, ein Kind Mariens sein zu nennen, schien dem Jünglinge, dem solcher Wunsch bisher ganz fern gelegen, das höchste Glück des Lebens. Mit der hellaufleuchtenden Liebe für das Weib dämmerte schnell die Ahnung der Aelternliebe in ihm empor.

Erregt, freudebebend, als habe er das wichtigste Ereigniß erlebt, so langte er schweigend an des Mädchens Seite vor der Wohnung ihres Vaters an, bei dem sie sich trennten.

VI.

Für den nächsten Tag hatte die Gesellschaft, in welcher Anton sich in Pyrmont bewegte, eine Fahrt nach den Extersteinen verabredet. Die Extersteine sind eine Gruppe von Felsen, die, in der Ebene senkrecht emporsteigend, doppelt riesig erscheinen und daher von den Badegästen als Naturwunder vielfach besucht werden. Da sie ziemlich entfernt sind von Pyrmont, erfordert der Ausflug einen ganzen Tag. Anton sah daher weder Margarethe noch Marie, die er am Brunnen Morgens vergebens gesucht hatte. Auch am folgenden Tage waren sie nicht dort. Nur der Vater und der Freifelder Friedrich gingen an ihm vorüber, antworteten kurz auf den guten Morgen, den er ihnen bot, und Anton traute sich nicht zu fragen, wo die Andern wären.

Gegend Abend aber litt es ihn nicht ohne ihren Anblick. Er wanderte, als die Sonne schon zu sinken begann, durch die Parkanlagen hinauf nach dem Tannenwäldchen über der Dunsthöhle, wo die Landleute sich um die Zeit häufig aufzuhalten pflegen; dann weiter fort durch die ganze Stadt nach der Saline und der Salzquelle und wieder zurück in den Park. Marie war nirgend zu finden. In dem vergeblichen Suchen steigerte sich mit seiner Ungeduld sein Verlangen, sie zu sehen, zu solch wilder Heftigkeit, daß er selbst sich fragen mußte: „Was soll's denn werden, wenn Du sie jetzt findest?"

Er blieb wie erschrocken vor sich selbst mitten in seinem Wege stehen. Nie hatte ein Weib noch Eindruck auf ihn gemacht, nie hatte er dieses tiefe, schmerzenvolle Verlangen empfunden. Er war eine jener kräftigen Naturen, deren Jugend die Liebe nicht ersehnt, weil sie ausgefüllt ist von der Freude des Daseins. Die Mädchen und Frauen in der Residenz hatten ihn ausgezeichnet; er war hübsch, reich und der Sohn eines vielvermögenden Mannes. Die Mädchen nannten ihn angenehm, ihre Mütter einen wünschenswerthen Bewerber trotz seiner Jugend; die eignen Eltern selbst hatten ihm scherzend gesagt, daß er

nur zu wählen habe, daß er ja dann noch warten könne Jahr und Tag, daß ihnen dies oder jenes Mädchen wohl einmal eine willkommene Schwiegertochter sein würde — es hatte ihn Alles gleichgültig gelassen. Weder die Zureden der Eltern, noch die Anmuth, die Bildung, die feine Schönheit der Städterinnen hatte ihn gereizt — und jetzt liebte er, liebte, daß es sein ganzes Wesen ausfüllte, ein Bauermädchen, das wenig von allen jenen Vorzügen besaß, die man ihm als begehrenswerth geschildert an seiner künftigen Frau. Er liebte Marien, weil das instinktive Gefühl den starken, seelenreinen Jüngling zu dem Weibe zieht, das am Meisten und im reinsten Sinne Weib ist. Ohne daß er es wußte, hatte des Geheimraths Geringschätzung weiblicher Bildung dem Sohne andere Frucht getragen, als der Vater beabsichtigt. Sie hatte ihm im Weibe nichts suchen lehren, als das reine Weib, das ihm in Mariens Gestalt und Wesen in jedem Augenblicke voll und ganz entgegentrat. Mochte sie der Mutter dienen, irgend einem Kranken hilfreiche Hand bieten, am Brunnenrande arbeiten mit den andern Mädchen, ein Kind an sich drücken, mit Männern verkehren, immer war sie dasselbe ganze Weib, immer trat ihre Wesenheit, dies

Ausgefülltsein von dem einfachen Berufe des Weibes, hell und sie selbst beglückend in ihr hervor, immer erschien sie Anton als unvergleichlich mit allen Frauen, die er gekannt hatte, bis zu dieser Stunde.

Voll von diesen Gedanken und von Mariens Bilde, sie dennoch suchend, schrak er zusammen, da sie plötzlich bei einer der Biegungen des vielgewundenen Weges zwischen den hohen blühenden Sträuchen vor ihm stand, von denen die Wege umgeben sind. Es war ihm, als käme sie zu früh, und doch hatte er noch einen Augenblick vorher die Sehnsucht nach ihr kaum mehr ertragen zu können geglaubt.

Wortlos, Beide erglühend, reichten sie sich die Hände, aber Marie zog doch schnell wieder die ihre zurück.

„Wo bist du gewesen all die Tage?“ fragte er.

„Immer mit der Muhme — der Friedrich hat's verschuldet“ — antwortete sie.

Marie ging vorwärts, während sie sprach. Anton folgte ihr, in hastiger Erregung die Vorgänge durchdenkend, die hinter den einfachen Worten des Mädchens verborgen lagen. Dabei waren sie an einen der Teiche gekommen, in denen die zahlreichen schneeweißen Wasserlilien im letzten Sonnenscheine glänzten.

Antons Schweigen ängstigte Marie. Es war, als wollte sie davongehen. Dann sah sie sich um nach allen Seiten und blieb dann neben ihm. Sie bückte sich aber, als müsse sie irgend Etwas thun, hob einen kleinen Stein auf und warf ihn nach den Lilien.

„Was machst Du?“ fragte Anton zerstreut und beklommen.

„Ich jage den Frosch von der Lilie weg!“

Damit warf sie das Steinchen ins Wasser, Anton blickte hin, der Frosch tauchte unter, es war ihm, als erleichtere ihm das sein Herz.

„Sieh, wie die Sonne den Lilien gute Nacht sagt!“ rief er; und Marie fragte: „Kennt Ihr denn nicht das alte Lied von den Lilien und von der Sonne?“

„Nein! Wie lautet das?“

„Ach, das kennt jedes Kind!“

Und ganz leise vor sich hinsummend sang sie nach einer alten, wehmüthigen Volksweise:

Die Lilien und die Sonne,
Die küssen sich vor Schlafengeh'n!
Ich hab' meine Herzenswonne
So lang nicht mehr geseh'n!“

Kaum aber hatte sie die letzten Sylben gesprochen, als die Beiden sich umschlungen, geküßt und

wieder getrennt hatten, ehe sie wußten, daß es geschehen war. Wie aufgeschreckte Vögel flohen sie darauf nach verschiedenen Seiten, und erst als die Gebüsche sie seinem Auge entzogen hatten, fragte sich Anton, wie er Marie habe lassen können, nachdem er sie einmal in seinen Armen gehalten.

Mittwoch am Abend war die Hauptallee schwach erleuchtet, und die Musik hatte die Bauern über die gewohnte Stunde im Freien erhalten, welche im Gegensatze zu den Städtern diese Abendmusiken am Mittwoch und Sonntag niemals versäumen. Anton hielt sich in der Seitenallee. Einmal war es ihm, als sähe er Marie vorübergehen, aber sie wendete den Kopf nicht, so fest er auch nach ihr hinblickte, und dann verschwand sie im Dunkel. Bis spät in die Nacht hinein irrte er durch die Alleen. Eine wilde Gedankenjagd tobte in seinem Gehirn.

Bald schien es ihm, als dürfe er nur zu seinem Vater gehen und ihm Alles sagen, um am Ziele seiner Wünsche zu sein, bald lachte er auf mit dem bittern Lachen des Hohnes über diesen Irrthum seines Herzens. Margarethens Schicksal stand ihm drohend vor Augen. Wenn Marie ihm jemals vorwerfen könnte, ihr Leben zerstört zu haben, wie sein Groß-

vater das Leben der alten Margarethe — es würde ihn wie Furien durch die Welt verfolgen, sagte er sich. Aber was wollte er denn? Was konnte denn geschehen? — Würde sein Vater jemals einwilligen, ihm ein Bauermädchen zur Frau zu geben? — Würde der stolze Hofbauer sie ihm geben gegen den Willen seines Vaters, wenn er Mittel und Wege fände, ein Weib zu ernähren ohne des Vaters Beistand? — Ein Paar hundert Thaler konnte er sich in jedem Augenblicke verschaffen; sollte er sie nehmen, Marie überreden ihm zu folgen und mit ihr nach Amerika auswandern, fort aus einem Welttheil, in dem Alles Standesvorurtheil, Alles falscher Stolz und Selbstsucht, und nirgend ein wahres, menschliches Empfinden war? — Oder sollte er nichts Gewaltsames versuchen, sondern sich von Marie Treue schwören lassen und ruhig abwarten, bis diese Revolution, die ihm plötzlich in ganz anderem Lichte erschien, die Schranken durchbrochen haben würde, die den Menschen vom Menschen trennten? Was hinderte ihn, dem Vater die Wahrheit zu gestehen, der Geist und Wissen an einer Hausfrau für gleichgültige Dinge hielt, der oft über die Gelehrsamkeit der Berlinerinnen gespottet hatte, und der, wenn er seinen einzigen

Sohn mit eines Bauern Tochter verheirathete, am Besten darthat, daß er sich zum Volke rechne und mit dem Volke zusammenstehe? — Die junge Liebe ist der kühnste Dichter, der spitzfindigste Advokat, wenn es darauf ankommt, sich eine Welt voll Glück zu erträumen oder unüberwindliche Hindernisse zu besiegen. Von Hoffen zum Verzweifeln, von Verlangen zur Entsagung, von Elternliebe zur Verachtung aller Familienbande schweiften Antons Gedanken hin und her, bis eine tiefe Ermüdung ihn der Wirklichkeit zurückgab und er mit Staunen bemerkte, daß der Morgen bereits herandämmerte, als er endlich seine Wohnung erreicht hatte.

VII.

Während an jenem Abende Anton durch die Gegend streifte und Marie mit der Mutter und den kleinen Brüdern der Musik beiwohnte, saß ihr Vater auf der Bank vor dem Hause, in dem er sich eingemiethet hatte, indeß die alte Margarethe die Teller und Suppennäpfe von der Abendmahlzeit wegräumte. Als sie das Geschäft beendet hatte, kam sie heraus und ließ sich neben dem Bruder nieder.

„Es ist gut, daß Du kommst, Margarethe," sagte er, „und daß die Andern weg sind. Ich habe Dich etwas zu fragen. Warum will das Mädchen den Friedrich nicht nehmen, warum sagt sie nein, wo jede Andere mit allen zehn Fingern zugreifen würde?"

„Hat Dir der Narr, der Friedrich, in den Kopf gesetzt, was er selbst sich einbildet?"

„Was weißt Du davon, Margarethe?"

„Bin ich denn von heute in der Welt?" gegenfragte sie. „Meinst Du, ich merkt' es nicht, daß der Friedrich sich einbildet, Geld im Sacke macht das Antlitz schön? Und muß sie denn einen Andern im Sinne haben, wenn sie den Einen nicht mag? Die Frau hat's Dir ja gesagt gestern, und ich sag's Dir heute, daß Nichts dahinter ist, als der blankste Neid des Freienfelders, den sie einmal nicht mag. Und, Gott verzeih mir's, ich möcht ihn auch nicht haben, wenn ich an ihrer Stelle wäre!"

Kunz schien etwas erwidern zu wollen, schluckte das Wort aber herunter und sagte nur:

„Jung ist sie freilich, und ein eigensinniges Ding ist sie auch. Mit Heulen und Thränen ins Ehebett zu gehen, das braucht sie nicht — aber es wurmt mich doch; denn sie sitzen im Vollen in Freifelde, und ein guter Wirth ist er!"

Damit hatte die Unterhaltung ein Ende; es war auch nachher nicht mehr die Rede davon, als die Frau und die Kinder heimkehrten, sondern sie trennten sich und gingen gleich zur Ruhe, die Eltern und die Knaben unten in der Stube, Margarethe und Marie nach der Bodenkammer, die sie inne hatten.

Aber die Alte lag schon lange in dem großen, zweischläfrigen Bette und Marie an ihrer Seite, ohne daß das Mädchen den Schlaf finden konnte, der sich sonst gleich auf ihre Augenlider senkte. Bald nahm sie das bunte Nachtkäppchen ab, bald knöpfte sie den Halsgurt und die Aermel des Hemdes auf, endlich richtete sie sich in die Höhe, tief aufathmend, als drücke eine schwere Last ihr das Herz zusammen, und schickte sich an, das Lager zu verlassen.

„Was fehlt Dir?“ fragte Margarethe besorgt, die bei der Schlaflosigkeit des Alters sonst stets Mariens ruhigen Schlummer mit Freude betrachtet hatte.

„Mir ist angst zum Sterben, Muhme! Mir ist so, als müsse ich in die Luft, in den Garten, wenn ich nicht umkommen soll.“

Die Alte meinte, es werde ein Alpdruck gewesen sein; sie rieth Marie, sich wieder niederzulegen und noch ein Vaterunser zu beten, dann werde der Schlaf schon kommen. Das Mädchen gehorchte; indeß schon nach kurzer Zeit richtete es sich wieder empor und sprach:

„Muhme, weißt Du, wie mir ist? So angst wie Deinem Sprosser, der immer mit dem Kopfe gegen das Bauer flog, wie's Frühling wurde, daß wir

meinten, er werde sich das Hirn zerstoßen, und ihn fleigen lassen mußten. Ich kann nicht liegen bleiben, laß mich aufstehen!“

Damit schlüpfte sie in die Schuhe, streifte einen Rock um die Hüften und setzte sich auf einen Schemel, der an dem Dachfenster stand. Sie hatte das Haupt auf den Arm gestützt und blickte nachdenklich zu den Wolken empor, die, über den Mond ziehend, bald Licht, bald Dunkel in dem Kämmerchen verbreiteten.

Margarethe wendete kein Auge von ihr. Als endlich Marie das kleine Kruzifix in die Hände nahm, das sie seit der Firmelung am Halse trug, und eifrig zu beten anfing, that Margarethe Dasselbe, ohne zu wissen, was das Mädchen erflehe, geleitet von dem Wunsche, Theil zu haben an des Kindes Angst, wie an ihrem Ringen um Befreiung von derselben. Nach geendetem Gebet, nachdem Marie sich nochmals bekreuzigt hatte, fragte Margarethe sie:

„Macht's Dir Gewissensbisse, daß Du den Freienfelder nicht genommen und des Vaters Willen nicht vollzogen hast?“

„Das soll mir Gewissensbisse machen? Ich hab's ja von jeher gesagt, daß ich ihn sonst habe leiden können, nicht gerade zum Heirathen, sondern sowie

man sich leiden mag, wenn man zusammen groß geworden ist und es eben gewohnt ist. Seit er aber vom Militair zurück ist und immer vom Heirathen und immer nur vom Heirathen spricht, ist er mir zuwider geworden wie ein Zuchtmeister, der hinter mir herginge, und ich mag ihn eben nicht. Er ist stolz auf sein Geld und hat doch keine Freude davon; er singt und betet in der Kirche, und giebt dem Armen nichts draußen an der Thüre; er trinkt gern und ißt gern gut, aber an Andere mag er nicht denken; er ist gerade so, wie die Alten in Freienfelde. Es ist geiziges Volk, das Keinem den Bissen gönnt; Knecht und Magd sieht nicht froh aus dorten; selbst das liebe Vieh, so groß und fett es ist, kommt mir nicht so zufrieden vor wie bei uns. Ich möchte nicht todt sein in Freienfelde, geschweige leben mit dem langen Friedrich unter den Menschen! Gott bewahre mich davor!"

Margarethe schwieg; Marie erhob sich von ihrem Schemel und sah zum Fenster hinab in den Garten. Es war Alles still; der Holzwurm pickte in der Wand; das sehnsüchtige Flöten der Nachtigall tönte in das Kämmerchen hinauf. Mit einem Male wendete sich Marie zur alten Margarethe zurück und sagte:

„Einem Menschen muß ich's aber sagen, und wenn's mein Tod sein sollte; denn es drückt mir das Herz ab. Wenn — —"

Sie stockte und konnte nicht weiter sprechen, das Klopfen des Herzens nahm ihr das Wort und machte ihre hervorquellenden Thränen versiegen.

Margarethe richtete sich erschrocken im Bette empor, ergriff ihre Hand und hielt die Zitternde fest. Es war ein wundersames Bild. Die Alte, bleich und farblos auf dem Lager, mit ihren gefurchten, versteinten Zügen, wie sie da lag, halb aufgerichtet gleich einer Statue auf einem alten Grabdenkmal, und vor ihr das lebende Mädchen, dessen Busen sich hob in unruhigen Schlägen, während die verschiedenartigsten, in ihr kämpfenden Empfindungen in ihrem Antlitz sichtbar wurden.

„Was hast Du gethan, Marie?"

Das Mädchen antwortete nicht: die Angst der Alten schien zu wachsen, sie bog sich vor, zog Marie zu sich nieder auf das Bett und ward immer dringender in ihren Fragen, bis Jene, den Kopf in das Kissen bergend, daß man ihr Gesicht nicht sah, schluchzend die Worte hervorstieß:

„Ich werde mein Lebtage nicht wieder froh, wenn

wir hier fort sein werden und ich ihn nimmermehr wiedersehe!“

„Aber wen denn?“ fragte Margarethe.

„Den jungen Herrn Werder! — Ach, Du weißt's ja, Muhme!“

Wie ein Blitzstrahl zuckte es durch das Gebein der Alten, und das „Jesus Maria!“ das sie ausrief, machte mit seinem schreckenvollen Tone ihre Nichte erbeben. Indeß das währte nicht lange, Margarethe faßte sich schnell, sie fing zu fragen an, Marie berichtete die einfachen Vorgänge; aber jemehr ihr Antlitz sich erheiterte, während sie von Anton sprechend, sich das Herz befreite, um so düsterer war der Ernst, der sich über die Stirn der Greisin lagerte. Als Marie geendet hatte, sagte Jene: „Schlag Dir das aus dem Sinn, wenn Du nicht elend werden willst für ewige Zeit. Sie meinen es nicht ernst, die Städter, mit uns, und meinte er es ernst, so gäbe sein Vater es nicht zu. Schlag's Dir aus dem Sinn, noch ist's Zeit, und ich will stumm sein wie das Grab, daß kein Mensch etwas davon erfährt! Es wäre Dein Unglück, käme es aus!“

Aber Marie wollte davon nichts hören. Sie wußte Geschichten zu erzählen, die sie gehört oder im

Volkskalender gelesen hatte, in denen viel größere Wunder geschehen waren, wenn zwei Herzen nur recht fest zusammengehalten hatten. Sie berief sich, als Margarethe immer neue Einwendungen machte, sogar auf ihren Vater, wie der selbst oft genug erklärt habe, daß nun nach der Revolution der Bauer gerade so viel sei als jeder Andere, gerade so viel als der Edelmann, und ein Edelmann sei doch der Geheimrath nicht, sondern nur ein Kaufmann, den obenein ihr Vater erst mit zum Deputirten gemacht habe, und der Vater habe es oft gesagt, wenn er nur gewollt hätte, so hätte er selber Deputirter werden können an Jenes Stelle. Und wenn der Anton nur recht treu zu ihr hielte, und treu wäre der gewiß, so könnte es ja gar nicht fehlen, daß sie zuletzt ihren Willen durchsetzen würden und Alles ein glückliches Ende nehmen müßte. Als sie aber erst bis zu diesem Punkte gekommen war, fing sie an, der Muhme auszumalen, wie ihre Bekannten staunen würden, wenn sie das Mieder und den Faltenrock gegen ein Stadtkleid vertauschte, und wie dann aus den Brüdern erst recht was Tüchtiges werden könnte, wenn sie in eine Stadtfamilie heirathete, und wie das dem Vater gewiß lieb sein würde.

Marie verlor sich in Plänen, in Hoffnungen, in Aussichten, fortbauend an ihren Luftschlössern, bis sie müde und fröstelnd das Lager suchte und unter den heitersten Bildern und Träumen einschlief, während die alte Margarethe an ihrer Seite wachte.

Ernst und still sah sie auf die schöne Bruderstochter herab. „Stehen denn die Todten auf?“ fragte sie sich, fängt das Leben von Neuem an, und muß all das Kreuz und Elend noch einmal getragen werden, das mir auferlegt worden ist vom himmlischen Vater?“ — Sie hätte viel darum gegeben, hätte der Vicarius noch gelebt, hätte sie ihn um Rath fragen können; denn sie selbst wußte sich nicht zu helfen. Wenn sie zum Bruder ging und dem Alles erzählte, so würde er in seinem Zorn keine Grenzen kennen, würde mit ihr, mit Frau und Tochter zanken, es würde Lärm geben, die Nachbarsleute in den andern Stuben würden das hören, fragen, was vorgegangen sei, und Alles käme aus. Sollte sie schweigen? Aber wie konnte sie das vor Gott, vor dem Bruder und vor sich selbst verantworten, wenn nachher ein Unglück daraus entstände? Sie überlegte sich Alles, was Marie ihr gesagt hatte; auch was sie von des Vaters Reden gesprochen hatte, legte sie sich zurecht,

und mußte sich sagen, daß das Mädchen nichts dabei übertrieben, daß sie nur des Vaters Worte treulich wiederholt habe. Unmöglich war es nicht, daß ein Städter ein Landmädchen heirathete, die ihm obenein eine hübsche Mitgift brachte, wie manche vornehme Städterin, die in seidenen Kleidern einherstolzirt, sie nicht hatte. Es konnte ja Gottes Wille sein, daß der Enkel an Marien gut machte, was der Großvater an ihr selbst einst verbrochen.

Wenn sie so mit dem Vicar im Winterabend dagesessen und er von heiligen Dingen gesprochen hatte, wie er gern pflegte, hatte er ihr oft gesagt, daß Lohn und Strafe für Gutes und Böses nicht blos im Himmel vertheilt würden, sondern daß fast immer die Vergeltung schon auf der Erde vor sich gehe, und daß jede That auf Erden schon ihren Lohn erhalte. Er hatte ihr erzählt, wie die Leute in frühern Jahrhunderten, wo der Glaube an Gottes Gerechtigkeit verdüstert gewesen, gerade hier in Westphalen heimliche Gerichte eingesetzt hätten, und wie dieses heimliche Vehmgericht im Stillen das Verbrechen aufgesucht und bestraft habe, was ein anderes großes Verbrechen gewesen sei; denn der Herr habe gesagt: Die Rache ist mein, und ich will vergel-

ten! und der Herr vergelte auch wirklich schon in dieser Welt.

Das Alles zog in wechselnden Vorstellungen durch Margarethens Sinn, bis aus der angstvollen Sorge, die sich ihrer bemächtigt hatte, wie ein heller Sonnenstrahl der Gedanke auftauchte, daß es ihr, die einst so schuldlos Unehre und Kummer über den Birkenhof gebracht habe, vielleicht bestimmt sein könnte Ehre und Freude in das Haus zu bringen, und geehrt zu werden von dem Enkel des Mannes, um dessentwillen sie Schimpf und Schande geduldet hatte in den Tagen ihrer Jugend, wenn sie Anton und Marie auf den rechten Weg zu leiten im Stande wäre. Sie überlegte hin und her; endlich fing sie zu beten an, daß ihr verstorbener Bruder ihr Fürsprecher werden möchte bei der heiligen Mutter Gottes, damit diese ihr eingebe, was sie zu thun habe, um Alles zum Guten und Besten zu kehren, und mit sich einig, wie sie sich zu verhalten habe, schlief auch sie ein.

Als Marie aufgestanden war und beide Frauen sich angekleidet hatten, sagte die Alte: „Ich nehme eine schwere Verantwortung auf mich, weil ich Dir helfen will, gegen des Vaters Wunsch an Dein Ziel zu gehen, sobald ich sehe, daß der junge Herr es

ernstlich mit Dir meint. Mir ist aber, als wär's das Rechte, und als müßte ich es thun, damit die Wiedervergeltung Gottes ihren Weg gehen kann und dem Birkenhof sein Recht und seine Ehre geschieht. Warum das so ist, das sage ich Dir, wenn Alles erfüllt sein wird; bis dahin aber glaube mir, und schwöre mir einen heiligen Eid, daß Du nichts thun willst, nicht das Kleinste, nicht das Größte, nie ihn wiedersehen, auch nicht ihm schreiben hinter meinem Rücken. Wenn Du das thust, kann ich es vor Deinem Vater und vor Gott verantworten, daß ich Dir helfen will, und dann will ich mit dem jungen Herrn sprechen und sehen, wie es werden kann!"

Marie war wie in einem Traume. Verlegen lachend und doch weinend zugleich, versprach sie Alles und fing eben wieder an, ihre rosigen Zukunftsbilder zu weben, als Margarethe in feierlichem Ernst vor sie hintrat, ihr das Crucifix reichte, das der Vicar in der Sterbestunde gebraucht hatte und Marien befahl, niederzuknien und ihr auf das Crucifix zu schwören, daß sie ihr gehorsam sein und nicht das Geringste ohne ihr Wissen thun wolle, so wahr ihr Gott helfen möge und sein Sohn und der heilige Geist in der Stunde der letzten Noth.

Es war feierlich wie in der Kirche, und als in dem Augenblicke die Musikanten am Brunnen den Choral spielten, mit dem sie an jedem Morgen beginnen, kniete auch Margarethe nieder, zu beten. Dann erhoben sich Beide bleich und ernst, und Margarethe sagte: „Ist mir doch gerade, als ständen wir vor Gottes Tisch, und als hätte ich Dich Deinem Zukünftigen angetraut. So gebe denn Gott seinen Segen, und daß ich es zu Ende führe zu unser aller Heil und Freude!“

Marie schwieg, aber wer in ihrem Herzen hätte lesen können, hätte in ihr die Empfindungen noch viel stärker ausgeprägt gefunden, welche Margarethe bekannte. Es war ihr, als sei sie nun nicht mehr ihr eigen, auch nicht mehr ihres Vaters Eigenthum, als sei der Birkenhof und der ganze Kreis ihres Wirkens in eine weite, weite Ferne gerückt, ihre ganze Vergangenheit versunken und ein unerhörtes Wunder in ihrer Seele geschehen, für das sie kein Wort, keinen Namen hatte, während es doch mit heller Freude ihr Herz erfüllte.

So still in sich versunken war ihr zu Muthe, daß ihr die Sprache von Vater und Mutter wie fremd erklang, als sie neben ihn enherging am Brunnen; daß

ihr es schien, als sähe sie heute Alles ganz anders, als wären die Bäume und die Luft und das Gras und der Vogelsang viel schöner geworden als bisher, und doch war Alles beim Alten geblieben. Sie wußte nicht, wie ihr denn eigentlich war, bis plötzlich aus einer der Alleen Anton hervortrat, der mit einer alten Dame und deren hübscher Tochter zum Brunnen ging. Da fuhr es Marien wie ein scharfer Stich durchs Herz, und die Augen, die ihn bisher sehnlich gesucht hatten, senkten sich so erschrocken herab über die eigne große Liebe, über die Unmöglichkeit, ihm zu nahen, daß Anton sie nicht einmal grüßen konnte, und Marie es nur an ihrem Herzklopfen fühlte, er habe sie doch wohl angesehen. Aber weil sie ihm gern so viel gesagt hätte und es doch nicht konnte; weil sie ihm gern das Alles von der Muhme erzählt hätte, ohne je den Muth dazu zu finden, wurde ihr angst und bange, und sie machte, daß sie aus Antons Nähe fortkam, indem sie sich den Landleuten anschloß, die nach der Salzquelle zum Baden hinuntergingen.

Da traf sie der Freienfelder Friedrich, und der sagte: „Gelt, Marie! Du kannst es wohl nicht ansehen, daß der Schwarzkopf mit den gelben Hand-

schuhen jetzt immer mit dem kleinen Fräulein herumspaziert? Aber hab' nur Geduld, wirst es nicht lange mehr zu sehen brauchen, er reist morgen fort!"

„Wer?" fragte das Mädchen und entfärbte sich so sichtlich, daß der Freienfelder laut auflachte.

„Da liegt der Fuchs?" rief er. „Und Dein Alter will mir einbilden, daß es nichts sei zwischen Dir und dem Geheimrathssohne? Es steckt Euch wohl im Blut der Hochmuth, der zu Fall bringt, im Birkenhof."

Marie wußte nicht, was er sprach, nicht, was sie hörte, der starre Blick ihres Erschreckens aber schien dem Freienfelder der Ausdruck des Zornes, der Entrüstung zu sein; und einlenkend sagte er: „Nun, nun, nimm's nur nicht gleich so krumm! Ich bin nicht wie die Andern, die nicht hinter dem Pfluge hervorgekommen sind; ich weiß, wie sie mir nachgelaufen sind und haben's sich nachher doch aus dem Sinn schlagen müssen; und wenn man erst Gottestisch und das Ehebett vor Augen hat, da vergehen die andern Grillen. Es macht mir auch weiter kein böses Blut; denn ich sehe ja, wie Du erschrocken bist, daß ich im Ernste Unrechtes von Dir denken könnte."

„Denke was Du willst, nur laß mich gehen!“ entgegnete Marie.

Friedrich aber ließ sich nicht abschrecken dadurch, sondern fuhr fort, von der Abreise der Stadtherren und von den hochmüthigen Mädchen zu schwatzen, die nachher am Leichtesten klein beigeben. Er sagte, wenn ein Mann nur seinen Vortheil recht verstehe, so fahre er mit solchen hochmüthigen Weibern am allerbesten, und er werde es erleben, daß Marie sich bald besinnen und noch vor dem Winter Hausfrau in Freienfelde sein werde; denn so klug sei Jeder, daß er sich ein warm Nest baue, ehe es kalt wird, wenn's ihm so gut geboten werde, wie nicht leicht zum zweiten Male.

Das Mädchen ließ ihn ruhig zu Ende sprechen, dann sagte sie: „Was Du Alles in der Stadt gelernt hast, das weiß ich nicht, besser aber bist Du nicht geworden, das merke ich. Wenn Du glaubst, daß ich einen Stadtherrn im Herzen habe, wie kannst Du denn denken, daß ich Dich heirathen werde; denn zwei zugleich kann man ja nicht wollen; und wenn Du glaubst, daß ich mich besinnen und Deine Frau werden möchte, warum sprichst Du denn von einem Andern, da es Dir und mir ein Schimpf wäre? Geh'

zu Denen, die Dir nachgelaufen sind und von Dir gelassen haben. Ich hab's Dir schon gestern und ehegestern gesagt, daß ich Dich nicht mag, daß ich nicht heirathen will, und ich werde mich auch nicht anders besinnen; denn wir sitzen auch warm im Birkenhof im Sommer und Winter. Wenn ich aber einmal Einen im Herzen trage, von dem werde ich nicht lassen, und Keinen heirathen als Einen, von dem ich nicht lassen kann.“ Damit wendete sie sich von ihm und ließ ihn stehen.

Friedrich biß sich in die Lippen und sagte: „Ich kann hundert für Eine haben und Bessere noch! Aber es ärgert mich, weil ich Allen versprochen habe, daß sie noch im Herbste nach der Ernte tanzen sollten auf meiner Hochzeit mit ihr.“ Und als er ihr nachsah, wie sie so frisch einherging, meinte er: „Verteufelt hübsch ist sie auch, und Jedermann weiß es, daß ich sie haben will.“

Während er dann langsam dem Badehause zuschritt, überlegte er, was ihm wohl den Sinn des Mädchens abspenstigt gemach haben müsse, aber so viel er auch überlegte, er konnte nichts finden und blieb immer wieder dabei stehen, daß der Geheimrathssohn ihr etwas in den Kopf gesetzt haben müsse,

und daß es ihm schon gelingen werde, ihn auszustechen, wäre er nur erst abgereist und dem Mädchen aus den Augen.

Diese Abreise aber stand nahe vor der Thüre. Friedrich hatte es gehört, wie der Geheimrath es selbst heute dem Kunz gesagt, daß er morgen fortgehe, und Margarethe hatte dabei gestanden und gefragt, wohin er reise, worauf der alte Herr erwiederte, er gehe auf sein Gut bei Iserlohn. Nachher hatte der Geheimrath den Kunz appart genommen und sich mit ihm unter die drei großen Bäume in den Anlagen hingesetzt, wo sie lange zusammen gesprochen hatten, und das Ende war gewesen, daß der Hofbauer nachher gesagt hatte, wenn man dem Herrn Geheimrath und den Stadtleuten überhaupt nur trauen könnte, so wäre Alles ganz gut. Der Herr Rath wisse recht wohl, wo der Hase im Pfeffer liege, aber er gehe um die Bauern herum, wie die Katze um den heißen Brei, von dem sie was abhaben möchte, ohne sich die Pfoten zu verbrennen. Er für sein Theil wäre jedoch nicht von denen, die sich mit schönen Redensarten abspeisen ließen, und er habe es dem Geheimrath auch grad heraus gesagt, er wolle erst sehen, daß was Rechtes geworden sei, ehe er sich für dasselbe

bedanke. Wenn Andere sich vorher bedanken wollten, so wäre das ihre Sache, sie möchten aber dann zusehen, wie sie nach dem Bedanken zu dem Ihrigen kämen.

Das Alles hatte der Hofbauer nachher erzählt. Gesehen hatte Friedrich, daß der Geheimrath ihm sehr die Hand geschüttelt und daß sie dann so zu sagen als gute Freunde von einander gegangen waren, nachdem sich die alte Margarethe mit dem jungen Herrn lange vorher entfernt hatte.

Die Beiden waren aber nicht weit weg gegangen, sondern nur hin bis zum kleinen Bethause der Brüdergemeinde, das in einem Wäldchen von ernsten Tannen, mitten im Parke gelegen ist, da, wo der Weg zum Bohmberge in gerader Linie hinanführt.

Wenn zwei Menschen etwas für einander auf dem Herzen haben, finden sie sich bald zusammen, und man weiß dann nicht, wer eigentlich den Andern gerufen und wer zu sprechen angefangen hat, weil in solchen Fällen die Seele spricht, lange bevor der Gedanke, der Lippe entströmend, zum körperlich wahrnehmbaren Worte sich gestaltet hat. Ehe Margarethe etwas von alledem gesagt hatte, was sie zu sagen und zu fragen hatte, wußte es Anton im Voraus und beschwor sie, es möglich zu machen, daß er Marien

nur einmal, nur eine Viertelstunde allein sprechen könne, ehe er morgen abreiste.

Die Alte schüttelte aber verneinend das Haupt. „Meint Ihr, daß ich mich dazu hergeben werde? Da irrt Ihr Euch!“ sagte sie. „Ihr kennt die Marie, und Ihr sagt, daß Ihr sie liebt, und sie hat mir zugeschworen, daß sie mir gehorchen und Euch nicht heimlich sehen will. Das sollt Ihr auch thun; denn thut Ihr es nicht, so gehe ich zu meinem Bruder, und was dann daraus entsteht, das habt Ihr zu verantten, weil Ihr es nicht ehrlich meint.“

„Aber, Margarethe, was soll denn werden, wenn ich sie nicht wiedersehe, da ich morgen reisen muß?“

„Ihr sollt still sein und warten und Alles so herrichten, daß Ihr je eher je lieber zu Eurem Vater gehen könnt und sagen, ich will des Kunz Schmidt Marie zum Weibe haben; gehe hin und wirb um sie, daß er sie mir giebt.“

„Das ist unmöglich, Margarethe! Darüber kann unser Haar weiß werden, ehe das geschieht.“

„Dann geht Eures Weges, und schlimm genug, daß noch einer von Euch in unsern Weg gekommen ist.“

„Margarethe, glaubst Du, ich könnte an Marie handeln, wie an Dir gehandelt worden ist?“

„Ich habe es nicht geglaubt, jetzt glaube ich es, weil Ihr mich so fragt.“

Anton blickte sie ernsthaft an. „Nein,“ rief er, „Du glaubst es auch jetzt nicht; denn ich müßte kein Mensch sein, hätte ich vergessen, was Du mir neulich in den Kampen erzählt hast; und wäre ich im Stande, über ein Mädchen, das ich liebe, solch Elend zu bringen, da ich doch weiß, wie es drückt. Ich habe kein Mädchen geliebt, bis auf diesen Tag, und ich werde treu sein. Ich will auch Marien nicht wiedersehen, aber versprich Du mir, daß sie kein Anderer haben soll als ich, daß Du sie beschützen willst, wenn ihr Vater sie zwingen will, einen Andern zu heirathen als mich, und sollte es noch so lange währen!“

„Glaubt Ihr, der Kunz hat kein Herz im Leibe für sein eigen Fleisch und Blut?“ fragte Margarethe vorwurfsvoll, „und denkt Ihr, die Marie sei nicht meines Bruders rechtes Kind, daß sie sich zwingen läßt? Das mag so sein bei Euch, bei uns ist das nicht Mode, wo die Leute Brot haben, daß sie ihre Kinder ernähren können im eignen Hause — und an Brot hat's noch nie gefehlt, Gott sei Dank! so lange rüstige Arme waren im Birkenhof.“

„Also Marie bleibt mein, mein unwandelbar, und sollte es zehn Jahre dauern, bis ich sie mir hole?“

„Ja,“ antwortete Margarethe und gab ihm die Hand.

Anton ergriff sie, hielt sie fest und sprach: „So sage ihr, daß ich ihr treu bleiben werde, und nun lebe wohl!“

Noch ehe Margarethe etwas entgegnen konnte, war er mit einem letzten Händedrucke geschieden und ging raschen Schrittes davon.

Am Nachmittage, als er von einem Feste kam, das man ihnen zum Abschiede gegeben hatte, sah er, als er die Allee entlang ging, eine Menge Bauern um die Bude eines Juden stehen, der allerlei werthlose Dinge im Würfelspiele feil hielt. Schon oftmals hatten die Scenen vor dieser Bude ihn belustigt. Der Jude, den sein Äußeres sowohl als sein Dialect wesentlich von den Landleuten unterschied, strebte dennoch, sich ihnen zu nähern, ihre Gunst, ihr Zutrauen zu erwerben, ihre Ausdrucksweise nachzuahmen, was bei dem Dialecte seines Volkes sehr komisch ausfiel, während er ihnen die schlechten Gewinne als große Herrlichkeiten anpries.

Die Bauern lieben das Spiel, und da der Ein-

saß nur ein geringer war, so ruhte der zinnerne Becher selten. Von früh bis spät klapperten die Würfel in den Händen spiellustiger Landleute, welche zugleich eine Art von Eitelkeit dabei befriedigten, wenn sie zeigen konnten, daß sie auch für dergleichen Dinge noch Geld übrig hatten. Denn so genau der Bauer ist, so sehr er seinen Vortheil im Kleinsten wie im Großen wahrzunehmen weiß, so sehr liebt er es, mit seinem Reichthum vor seinen Standesgenossen zu glänzen, und Niemand war weniger von dieser Eitelkeit frei, als Kunz Schmidt. Das konnte man nicht nur an den Würfelbuden sehen, sondern man konnte es bemerken, wenn man nur die Anzüge von seiner Frau und seiner Tochter betrachtete, an denen Alles vom besten Zeuge und Alles von Silber und echtem Gestein war.

Schon oftmals hatte Anton den Kunz mit Frau und Kindern am Würfeltische gefunden, auch heute sah er gleich von Weitem Mariens schlanke, ansehnliche Gestalt die andern Frauen überragen. Wie sie so dastand in dem rothen gefältelten Tuchrock mit grüner Borde, die schwarze knappe Tuchjacke an den engen halblangen Aermeln mit Sammet verbrämt, und mit blanken Silberknöpfen über das Fürtuch von

rothem Wollenzeug zusammengehalten, konnte sich Anton kein schöneres Mädchen und keine schönere Tracht denken als diese. Das schwarze Käppchen auf dem Kopfnest, von dem die breiten, schwarzen Bänder über den schlanken Rücken hinabflatterten, das gestickte Bindchen, welches mit seiner Schnäppe das Haar von der Stirne zurückließ, hoben die Schönheit des Haares und die Reinheit der Stirn noch leuchtender hervor; und wie die dunkle Schürze mit dem großen Silberschloß die schlanke Taille fest bezeichnete, so trug von dem steifen weißen Halskragen und den großen Bernsteinperlen mit dem echten Granatschloß bis hinab zu den straffen blauen Strümpfen und den Lederschuhen Alles dazu bei, die feine und doch kräftige Schönheit Mariens in das rechte Licht zu stellen.

Antons Herz klopfte hoch auf bei ihrem Anblicke, aber Marie wendete erröthend den Kopf ab, als er sich unter die Spielenden drängte, um in ihre Nähe zu kommen. Der Vater, der neben ihr stand, rief ihm freundlich entgegen:

„Nun wollt Ihr Euer Glück auch noch wagen, junger Herr, ehe Ihr morgen fortgeht?“

Es war im Grunde das erste Mal, daß er ihm

recht von Herzen freundlich zusprach, und Marie und Anton dachten gleichzeitig, das käme daher, weil er nun gewiß sei, daß die Abreise vor der Thür stehe.

„Nur heran, junger Herr," sagte der Jude, „sehen Sie, was die Leute gewinnen für ihr geringes Geld. Es ist ein Spott und eine Schande; aber was soll man thun, wenn man doch leben will, und wenn der Landmann das Geld hat und unser einer die Noth? Sehen Sie, was die junge Frau gewonnen hat, für einen Groschen den Suppenlöffel von reinem Zinn, mit dem schöngedrechselten Stiel obenein. Nur heran, Jüngferchen, auf Nummer vierundzwanzig setz' ich einen zweiten Löffel; da der Bräutigam gewiß nicht lange ausbleibt, muß man sein Glück probiren. Erst der Löffel, dann die Suppe, erst der Schatz, dann das Haus — ist das nicht wahr, junger Herr?" fragte er, gegen Friedrich gewendet, der Anton und Marie nicht aus den Augen verlor.

Ich brauche Deinen zinnernen Löffel nicht für meinen Schatz, ich kann ihr einen silbernen kaufen, denke ich!" antwortete der Bauer, „aber die Jungfer soll's einmal probiren, ob sie Glück hat." Dabei bezahlte er den Einsatz und reichte Marie den Würfelbecher dar; indeß Anton war ihm zuvorgekommen

und Marie schüttelte bereits einen Becher, den Anton ihr gegeben, ohne daß sie gewagt hätte, diesen auch nur anzusehen. Die Würfel fielen auf den Tisch: „Nummer achtzehn!“ sagte der Jude. „Ei! ist das ein schönes Ringelchen. Freilich nicht so schön und echt, wie die reiche Jungfer Alles am Leibe trägt, aber es ist eine Vorbedeutung! Nu, es wird auch längst Alles fertig liegen in Kisten und Kasten, die silbernen Löffel und alles Andere dazu. Steckt nur den Ring an, schöne Jungfer; es ist keine Unehre, bis nachher der Rechte kommt.“

„Ja, steckt ihn an!“ bat Anton so leise, daß nur Mariens Ohr es hörte, die voll Liebe zum ersten Male zu ihm aufsehend, zitternd den Ring an ihren Finger steckte und dann mit ängstlicher Hast die Hand in die Falten ihrer Schürze barg, als fürchte sie, man könne ihr den Ring abziehen oder ihm mit Blicken ein Leid anthun.

Trotz der eignen Bewegung aber entging Anton das lauernde Auge des Freienfelder Friedrichs nicht. Um die Aufmerksamkeit desselben von Mariens Befangenheit abzulenken, setzte er für sich selbst ein und würfelte. Er gewann eine kleine Pfeife. Kunzens Knaben lachten hell auf. Der Eine, mit dem Anton

sich bisweilen zuschaffen gemacht hatte, weil es ein munterer Bube war, streckte die Hand nach der Pfeife aus und sagte: „Gieb mirs!“

Der Freienfelder aber meinte: „Nein! laß dem Herrn die Lockpfeife. Jedem, was ihm zukommt!“ Dabei stieß er seinen Nachbar, und während die Beiden noch über den Witz lachten, der Antons Blut aufsieden machte, würfelte der Friedrich und gewann eine Peitsche.

„Jedem, was ihm zukommt!“ wiederholte nun Anton, und die jungen Männer sahen sich mit solchen Blicken des Hasses an, daß es Jedem auffallen mußte, der nicht wie die Mehrzahl der Bauern ausschließlich mit dem Spiele und dem Betrachten der gewonnenen Sachen beschäftigt war. Kein Wort ward zwischen Anton und Friedrich gesprochen, und doch wußten Beide, daß sie sich wieder treffen und früh oder spät im Leben hart an einander gerathen würden. Die Trennung, welche der verschiedene Stand zwischen sie zu stellen schien, war hier verschwunden; denn der Haß hebt die Unterschiede auf wie die Liebe.

In dem Gedränge um die Würfelbude trat Anton noch einmal so nahe an Marien heran, daß er

ungesehen ihre Hand ergreifen und fest drücken konnte, wie sie den Druck erwiederte. Dann trennten sie sich, und am andern Morgen hatte er mit seinem Vater Pyrmont verlassen, ohne Marie oder Margarethe wiedergesehen zu haben.

VIII.

Den meisten Menschen unserer Zeit wird früh von Kind an ein Begriff der Romantik eingeprägt, aus dem die Liebe in ihnen vorzeitig erblüht, während sie sich ohne diese künstliche Vorbereitung später entfalten, dann aber freilich sich auch kräftiger und schöner darstellen würde. Nicht der ganze, entwickelte Mensch erzeugt die Liebe in sich als die Vollendung seines Wesens, sondern die Phantasie treibt sie hervor als künstliche Pflanze, und sie hat wie eine solche doch nicht ihr volles Gepräge, doch nicht den ganzen naturbestimmten Gehalt.

Vor diesem Loose war Anton durch den starren Realismus seiner Umgebung glücklich bewahrt worden. Niemand sprach von Liebe in dem Hause seines Vaters; denn sie hatte in dem Leben seiner Aeltern

keine Rolle gespielt, da die Ehe derselben, aus äußern Rücksichten geschlossen, dennoch eine friedliche war, so setzte der Geheimrath die Liebe mit in den Bereich der idealistischen Träumereien, an die ein Student glauben, die ein Dichter für müßige Leute besingen könne, die aber in dem Leben eines vernünftigen Geschäftsmannes unmöglich eine wichtige Stelle einnehmen dürfe oder könne. Man hatte mit Anton von seiner einstigen Verheirathung in gleicher Weise, wie von seinem einstigen Eintritt in das väterliche Geschäft gesprochen, und die Aussicht auf die erstere war ihm ebenso nüchtern dargestellt worden als das letztere. So ward ihm das in unserer Zeit so seltene Geschick zu Theil, daß nicht die Poesie in ihm die Liebe, sondern die Liebe des Jünglings zur Jungfrau ihm die Poesie der Liebe erzeugte.

Er war wie umgewandelt. Alles, was er sein zu nennen einst bestimmt war, erschien ihm werthlos gegen Mariens Besitz, und gewann doch wieder zum ersten Male wirklich für ihn Werth, wenn er sich vorstellte, wie er ihr das Alles zu eigen geben könne, und welch eine Welt voll ungekannter Wunder und Genüsse er ihr zu bereiten im Stande sein werde. Mährchenhaft glücklich erschien er sich, wie die Kö=

nigssöhne einer fernen Zeit, wenn er bedachte, wie Marie staunen, wie sie froh und entzückt sein, wie schön ihr die Befangenheit und die Freude über die neue Welt stehen werde, in die er sie einzuführen gedachte. Für keinen Preis hätte er ihre Unkenntniß, ihre ländliche Einfalt vertauschen mögen gegen die Bildung einer Städterin. Der ganze Schöpferdrang der Seele wendete sich der Geliebten zu; sie sollte sein Werk sein, sie selbst und ihr Glück. Was ihn von diesem Ziele trennte, war von dem Augenblicke ab für ihn das Schlechte, das Verdammenswerthe; was ihn demselben näher brachte, die Wahrheit und das Recht.

So trat er bei seiner Rückkehr nach Berlin in den Kreis seiner frühern Umgangsgenossen ein. Er wollte sich bilden, um Marie einst bilden zu können; er wollte fortan aufhören, das Leben wie ein Spiel zu erfassen; denn er hatte an den Leiden der alten Margarethe gesehen, wohin das Spiel mit eignem und fremdem Leben führte; er wollte selbst prüfen und sehen, weil er gefunden hatte, daß mit dem Auge eines Andern sehen, die Gegenstände nie klar erscheinen läßt. Er glaubte auch den Aussprüchen seines Vaters nicht mehr unbedingt, und der Umgang mit den

Landleuten hatte ihm den Wunsch eigner Beobachtung und Erkenntniß eingeflößt. Denn wennschon er sich sagen mußte, daß Niemand weniger Sinn habe für den idealen Begriff der Freiheit als der Bauer, so mußte er sich doch eingestehen, daß ihm das männliche Selbstgefühl, daß Insichberuhen dieser Menschen Achtung eingeflößt habe, und daß in dieser Selbstzufriedenheit der Keim einer Fortentwicklung zu dem Wesen des Staatsbürgers viel sicherer verborgen liege, als in dem unersättlichen Vorwärtsstreben der meisten von Luxusbedürfnissen in Noth erhaltenen Stadtbewohner.

Aber noch veränderter als er selbst war die Stimmung in Berlin. Von dem Princip der Vereinbarung, mit dem man die klaffende Wunde der Revolution zu heilen gehofft, konnte schon seit lange eigentlich nicht mehr die Rede sein, und die Elemente des Bürgerkriegs traten deutlicher als je einander gegenüber. Die Art, mit der das Ministerium die Angelegenheiten in Schleswig-Holstein behandelt hatte, das Verhalten gegen Frankfurt und endlich die Ereignisse in Schweidnitz und deren Folgen hatten in Preußen das schroffe Scheiden der Parteien in preußische, absolutistische Royalisten und in deutsche De-

mokraten schnell und scharf zu Wege gebracht. Fast die ganze Jugend neigte sich der letztern Richtung zu, die Beamtenwelt der erstern. So standen denn auch Anton und der Vater sich schon wenig Wochen nach ihrer Rückkehr von der Reise entschieden feindlich in ihren Ansichten gegenüber, was bei des Vaters kalter Energie, bei des Sohnes durch seine Liebe gesteigerter Erregbarkeit zu immer neuen Conflicten führen mußte.

Dadurch wurde das Zusammenleben von Vater und Sohn mit jedem Tage schwerer, und die Mutter, welche für Beide davon litt, brachte es endlich zuwege, daß Anton Berlin verlassen sollte. Dies aber rief neue Zerwürfnisse hervor. Der Geheimrath wünschte Anton nach seinen Fabriken zu schicken, um ihm dort die für ihre einstige Uebernahme unerlaßliche Vorbereitung zu verschaffen; Anton aber erklärte auf das Bestimmteste, niemals Fabrikant, sondern Landwirth werden zu wollen. Für diesen Beruf mit Wärme eingenommen, wußte er der Mutter alle Vorzüge desselben in schönem Lichte darzustellen. Er malte ihr die Ruhe, die friedliche, der Natur entsprechende Wirksamkeit eines solchen Lebens, den langsamen, aber sichern Einfluß auf die Fortbildung des

Volks in so lebhaften Farben aus, daß die sanfte Frau, gemartert von dem Parteikampf um sie her, mehr noch von dem wachsenden Zwiespalt zwischen Vater und Sohn, sehnsüchtig nach einem ruhigen Dasein, welches die neuen Verhältnisse ihres Mannes ihr in weite Ferne gerückt hatten, wenigstens dem Sohne ein Glück zu sichern wünschte, das sie selbst vergebens erhoffte.

Die Geheimräthin ward Antons wärmste Vertreterin, aber der Sommer verging, der Herbst war herangekommen, die Nationalversammlung aufgelöst, und noch immer verharrten Anton und der Vater in der Spannung gegen einander, welche der Mutter das Herz zerriß; noch immer hatte der Vater nicht seine Einwilligung dazu gegeben, daß der Sohn Landwirth werden und auf das Gut nach Westphalen gehen sollte, wohin er verlangte.

So kam der Weihnachtstag heran. Mit einer zerstreuten Gleichgültigkeit hatte der Geheimrath die Zurüstungen seiner Frau für denselben betrachtet; als aber am Abend der Weihnachtsbaum aufgeputzt dastand, als Anton, das einzige Kind der Aeltern, hereingerufen wurde, seine Bescheerung zu empfangen, und als statt des frohen, aufjauchzenden Knaben jetzt

der ernste, auch heute, auch in dieser Stunde nicht heiter blickende Sohn in das Zimmer trat, da stürzten die Thränen der Mutter aus den Augen, und sich dem Vater an die Brust werfend, rief sie:

„Ist denn auch heute, auch vor dieser Erinnerung an ein langes, glückliches Familienleben der Dämon der Zwietracht nicht zu bannen? Soll ich unser Kind unglücklich sehen im eignen Vaterhause, und den Vater erbittert gegen das einzige Kind, das der Himmel uns gelassen hat?"

Der Geheimrath nahm sie an seine Brust: „Weine nicht, Mutter!" Das war Alles, was die Rührung ihm zu sprechen erlaubte, aber er reichte Anton die andere Hand hin, und dieser beugte sich nieder, sie zu küssen. Voll tiefer Bewegung erhob sich die Mutter von des Vaters Brust, den Sohn in seine Arme zu legen. Sie weinten Alle, es war still im Zimmer einige Augenblicke lang; und wenn es wahr ist, wie der Volksglaube behauptet, daß in solchem Schweigen ein Geist durch das Gemach ziehe, so war es sicher ein guter Engel der Liebe und Versöhnung.

Der Geheimrath richtete sich bald empor. „Du sollst Deinen Willen haben, Anton!" sagte er, während er die Thränen aus seinen Augen trocknete.

„Es wird mir wohl thun, Dich zufrieden zu stellen, und es ist vielleicht auch gut, wenn wir uns für eine Weile trennen. Die täglichen Reibungen erbittern uns; Du bist in eine Opposition gerathen, in der Du mit sehenden Augen nicht sehen willst. Es ist Starrsinn darin, aber der Starrsinn der Jugend kann Charakterstärke werden, wenn die Vernunft ihn mit ihrer Erfahrung erleuchtet. Gehe auf das Land, lerne die Menschen kennen, lerne einsehen, wie wenig sie im Stande sind, sich selbst zu rathen, wie viel weniger als Berather des Staats zu nützen. Wenn Du dann in Jahr und Tag zu uns zurückkommst, wirst Du mir beistimmen, und wir werden uns besser verständigen als bisher. Darauf hoffe ich, und darum sollst Du nach Griesbach. Gleich nach dem Neujahr kannst Du dorthin gehen.“

Anton wollte danken, aber die Motive seines Vaters und ein Blick auf das bleiche Antlitz seiner Mutter nahmen ihm die rechte Freudigkeit. „Du wirst mich besuchen im Frühjahr, liebe Mutter?“ tröstete er, da er sah, wie schmerzlich ihr der Gedanke dieser Trennung zu sein schien.

Die Mutter schüttelte das Haupt. „Glaubst Du,“ sagte sie, „daß ich noch den Muth habe, so lange

hinaus im Voraus bestimmen zu wollen? Der Vater ist angeschmiedet an das Staatsschiff. Wer will voraussagen, wohin wir verschlagen werden, wohin der Sturm dieser wachsenden Revolution uns schleudert, und ob wir jemals in Ruhe landen in dem stillen Griesbach, wohin auch ich mehr und mehr zu verlangen beginne; denn mich foltert eine unablässige Angst in diesen Mauern."

Der Vater, Anton versuchten sie zu beruhigen, aber ohne Erfolg. Sie hatte sich nie heimisch gefühlt in der Residenz, in den neuen Verhältnissen ihres Mannes. Die ersten Stunden des Abends vergingen in jener wehmüthigen Freude, wie das Aufhören eines Schmerzes, einer heftigen Spannung sie erzeugt. Man nahm das Abendbrot ein, dann entfernte sich der Geheimrath, um an den Arbeitstisch zu gehen, und Mutter und Sohn blieben allein.

Da nahm Jene die Hand Antons und sagte: „Du siehst es, das einzig mildernde Element in dem Parteikampf, in dem Gott uns zu leben auferlegt hat, ist die Familienliebe. Mir ist auch immer, als könnte nur aus dem Innern der Familien heraus wieder Ruhe und Glück in die Welt kommen, als würdest Du dem Vater nicht so schroff entgegentreten

und Dich nicht von den gewiß übertriebenen Forderungen der Demokratie hinreißen lassen, wenn Du nicht so unabhängig da ständest. Ich habe oft gedacht, daß Deine Idee, nach Amerika zu gehen und uns und Alles hier für lange im Stich zu lassen, Dir nie gekommen wäre, wenn Du durch Weib und Kind an das Vaterland gebunden wärest. So jung Du bist, ich sähe es gern, wenn Du Dich verheirathetest, es würde Dich dem Vater sehr viel näher bringen, Ihr würdet Euch bald leichter verständigen lernen."

Ein Gefühl von Beängstigung und Freude zugleich durchzuckte Antons Brust. „Und wie denkt der Vater darüber?" fragte er.

„Ich glaube, er stimmt mir bei. Er hat Annäherndes neulich einmal geäußert. So sehr er sonst dagegen war, Dich früh heirathen zu lassen, scheint diese Zeit seine Ansichten geändert zu haben. Was er früher als hemmende Fessel betrachtet, sieht er jetzt als ein heilsames Gegengewicht an, und Du würdest von seiner Seite keinen Widerstand finden. Selbst daß er Dich nach Griesbach gehen läßt und seine Reisepläne für Dich aufgiebt, scheint mir dafür zu sprechen."

Anton hatte den ganzen Abend an Marie gedacht.

Zum zweiten Male, seit er Pyrmont verlassen, hatte er der alten Margarethe vor einigen Wochen nach Iserlohn geschrieben und sie um Nachricht von Marien gebeten. Dabei hatte er ein kleines Kreuz von rothen Korallen mitgesendet und den Wunsch ausgesprochen, Margarethe möge es so einrichten, daß ihre Nichte dies Kreuz zum Weihnachtsabend als ein Geschenk von ihm erhalte. Heute in der Frühe war ihm die erste Antwort der Alten zu Theil geworden und hatte mit den fast unleserlichen Buchstaben ihrer wenigen Zeilen die tiefste, sehnsüchtige Liebe in seinem Herzen wach gerufen. Sie schrieb ihm, daß sie krank sei und anfange, die Last der Jahre zu fühlen, daß aber im Birkenhofe Alles gesund sei, daß der Freienfelder Friedrich in kurzer Zeit in die Landwehr werde eintreten müssen, und daß sie Marien jenes Korallenkreuz nicht geben dürfe und könne. Er möge jedoch nur guten Muth behalten; wenn er treu sei, das Mädchen werde ihn sicherlich nicht vergessen.

Das Bild dieser glaubensvollen Treue, wie sie sich in Marien und der alten Margarethe in schlichtester Einfachheit kundgab, rührte ihn tief. Es war ihm, als müsse auch seine Mutte dies empfinden, als müsse auch ihr der Zauber klar sein, der für ihn darin

lag, Marien als Lohn für ihre Liebe die Welt des Wissens und der Bildung mit ihren verfeinernden Genüssen zu erschließen, und er war bereit, sein Herz der Mutter in kindlichem Vertrauen hinzugeben. Aber schon die Andeutung, daß er ein Wesen gefunden habe, mit dem zu leben ihm süß sein würde, veränderte den Ausdruck der Geheimräthin. Mit sichtlichem Schreck fragte sie, welches von den Mädchen ihrer Bekanntschaft die Erwählte sei? Es schien sie zu beunruhigen, daß nicht sie die Wahl getroffen; zu verletzen, daß sie nicht von Anfang an das Vertrauen des Sohnes besessen habe. Die Familienliebe, wie sie in der bisher organisirten Familie bestand und besteht, ist ein Despot, wenn schon ein zärtlicher, und die Ketten, welche sie dem Einzelnen anzulegen für ihr Recht und ihre Pflicht hält, sind schwer, weil sie zu leicht sind, um leicht zerrissen werden zu können.

Die Mittheilung, daß er keines der Mädchen aus der Gesellschaft liebe, in der seine Mutter sich bewegte, daß die Erwählte den untern Ständen angehörte, machte sie erbleichen, und die eben noch so freundliche, zärtliche Mutter erklärte sich, ohne den Gegenstand seiner Wahl zu kennen, mit solch bitterer Härte gegen derartige unerlaubte, unlautere Verhält-

nisse, daß Anton zurückgestoßen es gegen sein Gefühl empfand, der Mutter zu beweisen, wie wenig hier von einem unerlaubten, unlautern Verhältnisse die Rede sei.

Es liegt in den Frauen der höhern Stände der hochmüthige Glaube verborgen, ein Mann könne nur für sie eine reine Liebe hegen, für ein Weib aus den Volksclassen aber nichts fühlen, als das Aufwallen einer sinnlichen Gluth, die schnell befriedigt, schnell auch wieder stirbt. Weil sie die Einheit des Wesens nicht begreifen, die bei schlichten Naturen durch das Nichtwissen erhalten wird, begreifen sie die Gewalt nicht, welche die ursprüngliche Einfalt und Unschuld des Weibes ausüben auf das Gemüth eines unverdorbenen Mannes.

Mit Heftigkeit äußerte sich die Geheimräthin gegen Antons demokratische Richtung und tadelte seine demokratischen Bekanntschaften und Verbindungen als die Quelle solcher Gedanken und Wünsche. Anton machte hier die Erfahrung, daß auf vorurtheilsvolle Menschen immer nur so lange zu rechnen ist, als man mit ihren Vorurtheilen im Einklange handelt, daß aber über diese Grenze hinaus der Zusammenhang mit ihnen unmöglich wird; denn Vorur-

theile sind stärker als die Liebe, in Menschen mit engem Horizonte stärker als das allmächtige Licht der Vernunft.

Fest überzeugt, daß Antons Neigung einem Mädchen in Berlin zugewendet sei, drang die Mutter auf seine schleunige Entfernung aus der Stadt. Sie fand gegen ihr Erwarten die größte Bereitwilligkeit dazu in ihrem Sohne.

Sobald das Weihnachtsfest vorüber war, betrieb man die Vorkehrungen zu seiner Uebersiedelung nach Griesbach, und gleich nach dem Neujahr verließ Anton die Residenz mit frohem Herzen; denn Griesbach lag nur wenige Stunden von Iserlohn, und sein erster Weg sollte ihn zur alten Margarethe führen.

IX.

Es war ein später, kalter Frostabend, als Anton in Iserlohn die Schwelle des kleinen Hauses überschritt, in dem Margarethe wohnte, und an ihre Thüre klopfte. Eine helle Stimme, wie sie nicht von den Lippen der Alten erklingen konnte, rief „Herein!" Anton öffnete die Thür und gelähmt vor freudigem Schreck, standen er und Marie sich gegenüber, bis sie sich wortlos in die Arme stürzten, und Margarethens Anruf sie wieder trennte.

Das Zimmer war spärlich von einer Lampe erleuchtet; die alte Margarethe lag darnieder, fast unsichtbar hinter den riesigen Federkissen und den Vorhängen von weiß und blau carirter Leinwand, die das Himmelbett verhüllten. Die alten Nußbaummöbel, welche sie von dem Vicar ererbt, sahen trotz ihrer dunklen Farbe blank und sauber aus; Mariens

Nähzeug lag auf dem Tische vor dem Bette der Muhme, ein helles Feuer brannte in dem kleinen eisernen Ofen, und der alte, abgenutzte Lehnstuhl von Leder, in dem der Vicar gestorben war, das kleine, ebenfalls mit gewürfelter Leinwand überzogene Sopha erschienen Anton schöner, heimischer, behaglicher als alle Pracht des Vaterhauses, als der kalte Luxus, an dessen Anblick er gewöhnt war von Jugend auf.

Margarethe, die schnell ihres Staunens Herr geworden war, fragte ihn, wo er herkäme, und erfuhr mit sichtlicher Genugthuung, daß er nach Westphalen gekommen sei, um für immer hier als Landwirth zu leben und sich auf diese Weise der Geliebten näher zu stellen. Marie hörte ihm mit leuchtenden Augen zu, bog sich dann hernieder, ergriff seine Hand, küßte sie und sagte kaum hörbar: „Das lohne Euch Gott!" Dann aber sah sie so freudestrahlend, so zukunftsicher zu ihm empor, daß Anton fühlte, jetzt, erst jetzt durch diesen Schritt halte sie ihr Glück für sicher und gewiß. Er wollte sie in seine Arme nehmen, sie entzog sich ihm sanft und setzte sich nieder, mit bebender Hand die Arbeit zu beginnen, während Margarethe erzählte, wie ihr die Gicht gefallen sei auf das lahme

Bein, wie sie schon seit Wochen fast immer darnieder gelegen und der Bruder ihr nun nach den Feiertagen die Marie in die Stadt gebracht habe, weil der Doctor ihr das Aufstehen ganz und gar verboten, und wie sie nicht daran gedacht habe, daß nun ihre Gicht Anton und Marie zusammenführen solle.

Marie arbeitete schweigend weiter, Antons Augen ruhten entzückt auf ihrer Schönheit. Endlich, als Margarethe fort und fort erzählt hatte und gefragt nach Diesem und Jenen, legte Marie das Nähzeug still zusammen und sagte leise: „Ich kann nicht nähen, Muhme, es versetzt mir den Athem!“ — und dann sah sie mit gefalteten Händen so verklärten Antlitzes zu dem Geliebten hinüber, daß ihr stummes Glück ihn bannte auf seinen Platz und er nicht den Muth fand, sie zu stören, nicht den Muth, sie in Margarethens Gegenwart zu umarmen.

„Recht ist's mir nicht,“ sagte diese, „daß Ihr hier seid, aber da es nicht mein Wille war, so wird's wohl Gottes Wille sein, daß Ihr gekommen seid, und so eßt denn mit uns, ehe Ihr weiter geht. Setze die Suppe zurecht, Marie.“

Mit dem Befehle, etwas zu schaffen, schien ein anderes Leben in das Mädchen gekommen zu sein, es

fand sich in der Wirklichkeit wieder. Rührig holte sie ein frisches Tischtuch aus dem Nußbaumschranke, dessen Lavendelduft das ganze Zimmer erfüllte, breitete es über den Tisch, holte den Suppennapf, Teller, Brot, Butter, kleine Käse und den Schinken herbei, die sie vom Birkenhofe mitgebracht hatte, und nun war es Anton, der nicht müde werden konnte, Marien mit staunender Liebe zu betrachten, so reizend dünkte sie ihm in der Geschäftigkeit, so schön in dem Bewußtsein des Glücks, das seine Gegenwart über sie verbreitete.

Margarethe sah ernst und zufrieden auf das junge Paar. „Mir ist,“ sagte sie, „als wenn Euer Einzug in Griesbach mir den Einzug nach dem Birkenhof bahnte, und mich verlangt dorthin, seit ich nicht aufstehen kann vom Lager. Ich möchte die Augen zumachen, wo ich Vater und Mutter die Augen zugedrückt habe; ich möchte auch gern auf unserm Kirchhof begraben sein. Macht, junger Herr, daß ich dahin komme; denn wenn die Marie Eure Frau wird, dann kann ich wieder einziehen mit Ehren, von wo mich der Bruder mit seinem Wort vertrieben hat. Dann ist Böses mit Gutem vergolten, und so will's unser Herrgott haben.“

„Nun, Marie, wollen wir die Muhme einführen in den Birkenhof? Was meinst Du?“ fragte Anton.

„Je eher, je lieber!“ rief sie und fügte dann, wie erschrocken über das eigne Wort, leise hinzu; „Ich habe Euch so gar lieb!“

Da konnte sich Anton nicht länger halten, er nahm das Mädchen in seine Arme und küßte sie von Herzen, und auch Margarethe sagte:

„Ja! küßt sie nur; denn es muß genug sein für viele Zeit. Ihr kommt nicht wieder, so lange die Marie hier ist, aber heute könnt Ihr bleiben, so spät Ihr mögt.“

Unter Küssen und Scherzen, unter Planen für die Zukunft flogen die Abendstunden dahin, Anton erkannte in dem Mädchen eine solche Klarheit der Einsicht und des Urtheils für Alles, was innerhalb ihres bisherigen Gesichtskreises lag, daß er sich doppelt freute, diesen Gesichtskreis einst erweitern zu können und die eignen Anschauungen zu berichtigen an Mariens reiner Ursprünglichkeit. Sie wußte, was ihr fehle, ihm zu genügen; aber sie betheuerte mit solchem Ernste, Alles lernen zu wollen, und versicherte so ehrlich, wie ihr alles Lernen leicht geworden sei, und wie sie einen sehr guten und willigen Kopf gehabt

habe von Kindheit an, daß Anton sie viel weniger hätte lieben müssen, um ihr nicht Alles zu glauben, um nicht noch mehr von ihr zu erwarten, als sie selbst von sich verhieß.

Der Wächter hatte bereits die zehnte Stunde verkündet, als Marie ihn zum Aufbruch mahnte, weil die Muhme nur immer zu Anfang der Nacht schlafe und dann mit ihren Schmerzen wachen müsse bis zum hellen Morgen. „Habe ich doch warten können," sagte sie, „ehe ich Euch wiedergesehen hatte, wie sollte ich nicht still warten können, nun Ihr hier wart und mir gesagt habt, daß Ihr mein denkt, und daß wir nicht lassen wollen von einander. Geht nun in Gottes Namen! Ich werde gut schlafen mit dem Herzenstrost und will der armen Muhme ihr Bischen Schlaf nicht rauben."

Auch Antons Seele war voll tiefen Friedens. Er stand auf und ging, wie Marie es ihm geheißen hatte. „Wenn ich nicht wiederkommen soll, Margarethe," bat er, „so erlaubt, daß Marie mir schreibt, und daß ich ihr schreibe."

Aber Margarethe ließ sich im Gegentheil auf das Bestimmteste versprechen, daß Anton keinerlei Verkehr mit dem Mädchen unterhalten solle, und Marie

meinte, dann wolle sie sich manchmal hinsetzen und Briefe an ihn schreiben, als wenn sie abgeschickt werden sollten, um sich einzuüben mit der Feder; denn sie schreibe nur schlecht.

Mit festem Glauben an einander, voll treuer Liebe trennten sie sich an jenem Abend, und Anton fuhr am frühen Morgen nach Griesbach hinaus, wo er mit Eifer sich seinem neuen Berufe hingab, der ihm bald lieb und immer lieber wurde.

Indeß trotz Margarethens Verlangen wurde das Versprechen nicht gehalten, daß Anton Marie nicht sehen sollte. Keine Woche verging, ohne daß er nach Iserlohn kam, keine Woche, in der er sie nicht sah. Anfangs genügte es ihm, zu wissen, daß sie noch in der Stadt, noch bei der Muhme sei, und sie im Vorbeireiten am Fenster oder vor der Thüre des Hauses stehen zu sehen. Bald aber wagte er es einmal spät Abends, wie er das erste Mal gekommen war, an Margarethens Thür zu klopfen, und weder der Tadel der Alten, noch Mariens Scheu vor dem Vater und vor bösem Leumund hielten ihn ab, von Zeit zu Zeit wiederzukehren, bis Margarethe ihm erklärte, daß sie Marie nach dem Birkenhofe zurückschicken und lieber elend und verlassen allein bleiben, als etwas

dulden wolle, was dem Mädchen und den Ihrigen Unehre machen könnte.

„Wärt Ihr unsersgleichen," sagte sie, „so solltet Ihr kommen früh und spät, und kein Hahn würde darum krähen. Aber da Ihr einen vornehmen Vater habt, da wir nicht aller Tage Abend erlebt haben, so bleibt dem Mädchen fern, bis sie Euch angetraut ist vor Gott und Menschen; denn es fällt Euch selbst zur Schande aus, wenn Ihr jetzt Verkehr habt mit Eurer künftigen Frau."

Daß gegen Margarethens so fest ausgesprochenen Vorsatz nichts auszurichten sei, darauf kannte sie Anton bereits, und selbst Marie bat ihn, nicht wiederzukommen, weil in den nächsten Tagen die Landwehr zusammengezogen werden sollte und der Freienfelder Friedrich dazu in die Stadt kommen müßte, der Alles verrathen und verderben könnte.

So ging der März den Liebenden einsam hin, und in der politischen Welt hatten sich indeß die Zustände einer neuen Entscheidung genaht. Der König von Preußen war zum deutschen Kaiser erwählt worden. Mariens Vater, der ohnedies in Düsseldorf bei der Regierung zu thun gehabt, hatte sich so eingerichtet, daß er gerade auf den Tag dorthin gegangen war, wo

die Herren Deputirten von Frankfurt dort durchpassirten; denn in seiner ganzen Gegend hatte man sich gedacht, daß dies große Ereigniß Jeder selbst mit ansehen müßte, der dies irgend möglich machen könnte. Der Kunz hatte sogar seinen Jüngsten mitgenommen in die Stadt, zum ersten Mal im Leben, damit er in seinen alten Tagen einst sagen könne, er habe es erlebt, er sei dabei gewesen, als das zerstückelte Deutschland wieder ein Kaiserreich geworden sei, und er selbst habe die Deputirten mit eignen Augen gesehen, die die deutsche Kaiserkrone nach Berlin gebracht.

Auch in der ganzen Stadt Iserlohn, wohin der Kunz von Düsseldorf gekommen, war Jubel und Freude, der Hofbauer selbst war ganz aufgeregt davon. Er hoffte, nun werde Alles gut werden, die katholische Kirche werde nun ihre Güter wieder erhalten und ihre Macht, der Zoll werde abgeschafft, das Militairwesen eingerichtet werden, wie in Amerika, wo man nicht Millionen verschwende für die Soldaten in Friedenszeiten und doch Krieg führen könne, wenn es einmal noth thäte, und er neckte den Friedrich damit, der mit ihm zur Stadt gekommen war, daß er nun sich nur noch zum Abschied recht satt tragen möge an dem rothen Kragen auf blauem Rock; denn

mit diesem werde es nun wohl auch bald ein vernünftiges Ende haben. Indeß schon am andern Tage danach klangen die Berichte aus Berlin gar nicht so, wie man sie erwartet hatte, und der Lieutenant von des Friedrichs Compagnie hatte gesagt, sie machten sich den Teufel was aus der deutschen Einheit, die von den verdammten Demokraten erfunden wäre, um Alles drunter und drüber zu bringen. Sie wären Preußen, und Preußen wollten sie bleiben und ihres Königs Rock tragen zur Vertheidigung des Königs gegen das aufwieglerische Gesindel, das ihn zum Kaiser machen möchte über ein Deutschland, das noch gar nicht da wäre, blos um ihm den Thron und das Land zu nehmen, welches sein Erb und Eigenthum sei. Wenn sie aber erst dem König sein Eigenthum genommen hätten, dann werde es auch an den Adel, an die Bauern und an deren Grundbesitz gehen, und ehe sie das zugeben wollten, würden sie sich todtschlagen lassen. Damit hatte der Lieutenant seine deutsche Kokarde abgerissen und die Soldaten hatten Dasselbe gethan. Der Friedrich schwur hoch und theuer, daß kein Mensch ihn wieder dahinbringen sollte, den schwarz-roth-goldnen Plunder an die Mütze zu stecken und den Demokraten zu Liebe einmal von Haus und

Hof zu gehen. Er wolle das Narren überlassen wie dem Geheimrathssohn, der mit der deutschen Kokarde in der Stadt herumlaufe, wofür er ordentliche Händel mit dem Lieutenant gehabt habe.

Es gab heftigen Streit zwischen den Männern, und der Hofbauer, der am Fenster saß, an dem Marie nähte, wollte eben wieder mit seinen Gründen gegen Friedrich losfahren, als er den Kopf nach der Straße wendend, Anton vorbeigehen, grüßen und Marie wie den Morgenhimmel bei Sonnenaufgang roth werden sah.

„Wie kommt denn der hierher," fragte er.

Aber Marie war nicht im Stande zu antworten, so daß die alte Margarethe, die recht schwach und elend geworden war von dem langen Krankenlager, sich erkundigen mußte, von wem die Rede sei.

„Von des Geheimraths Sohn!" sagte der Kunz, „und warum weiß ich's nicht, daß er bei Euch gewesen ist; denn er hat nicht von ohngefähr hierher gesehen, der hat das Haus gekannt."

„Er hat einmal von ohngefähr das Haus gefunden, die Marie am Fenster gesehen und ist gekommen, zu fragen, wo sie herkommt und was wir machen,"

antwortete Margarethe; „ich hatte nicht daran gedacht; denn es ist Wochen her seitdem.“

Kunz fragte nicht weiter, aber er hatte auch die Lust verloren, mit Friedrich länger zu streiten, es schien ihm sogar lieb zu sein, als dieser endlich ging. Marie gab ihm das Geleit und machte sich dann in der Küche zu thun, weil ihr ganz angst und beklommen war unter des Vaters Augen, die so aus ausfragend auf ihr gelegen hatten, daß es war, als wollte er ihres Herzens Tiefstes ans Tageslicht bringen und vor sein Gericht ziehen. Auch der Margarethe war's nicht wohl im Zimmer; das Deckbett lag so schwer auf, sie meinte, sie müßte dran ersticken, selbst die kleine Nachtkappe drückte ihr den Kopf. Sie nahm sie ab, und wie der Kunz, sobald sie allein waren, vor ihr Bett trat, lag sie da mit ihrem eisgrauen Haar über den blassen, eingefallenen Wangen und hatte das kleine Crucifix vom verstorbenen Vicar in ihrer Hand, das immer über ihrem Lager hing. Sie hatte es ergriffen, wie man einem Freund und Tröster die Hand reicht; denn es ahnte ihr, daß sie mit dem Bruder etwas würde zu bestehen haben.

Voll zornigen Mißtrauens war der vor ihr Bett getreten. Wie er sie aber in ihrer blassen Verfallen-

heit ansah, sank ihm das Herz. Sie sah gerade aus wie seine Mutter selig in ihren letzten Tagen, sie hatte ja auch in seiner Jugend wie eine Mutter gehandelt an ihm, und er hatte es ihr im Grunde schlecht gelohnt. Er stand unschlüssig da, Zorn und Rührung kämpften in ihm; er lockerte sich das schwarze Halstuch, strich sich das Haar hinter die Ohren, zog das Beinkleid in die Höhe, Alles bloß, um Zeit zu gewinnen, um zu überlegen, ob er reden oder schweigen sollte, aber endlich konnte er's doch nicht niederkämpfen.

„Margarethe," sagte er, „es ist etwas vorgegangen mit der Marie und dem jungen Menschen schon in Pyrmont, wo der Freienfelder Friedrich es mir hat beweisen wollen, und ich hab's nicht hören wollen, damit er's nicht glauben sollte. Aber es ist auch jetzt was vorgegangen, was Du weißt. Habe ich Dir dazu mein Kind in die Stadt schicken müssen, daß es seinen ehrlichen Namen hier zu Markt trägt. Was hat sie mit dem Werder?"

Margarethe richtete sich mühsam in die Höhe, hob das Crucifix empor, legte die Hand darauf und sagte: „So wahr mir dieser mein Heiland helfen mag in dieser und jener Welt, er meint's ehrlich, er

wird Marien heirathen und gut machen, was sein Großvater an mir verbrochen hat!"

Der Hofbauer lachte hell auf mit so bitterm Ton, daß es Margarethe durch Mark uud Bein fuhr; dann riß er die Stubenthür hastig auf und rief: „Pack Dein Bündel, Marie, ich will wegfahren mit Dir!" worauf er mit großen Schritten vor Margarethens Bett trat und ihr sagte: „Du siehst, ich thue ihr nichts und kann Dir nichts thun; denn Du bist elend und krank. Aber jetzt sind wir quitt. Ich habe Dir Unehre gethan im Zorn bei heißem Blut, als ich jung war; ich habe Dich gekränkt, daß Du mein Haus verlassen hast auf Nimmerwiederkehren. Ich hab's aber gut gemacht auf jede Art und Weise. Ich habe Dir meine Kinder anvertaut, und Du hast Mutterrecht gehabt an dem Mädchen von Kindheit auf — dafür hast Du mit kaltem Blut und grauem Haar mein Kind in Elend und Schande gestürzt und ihr den Kopf verrückt — das ist schlimmer, als was ich Dir gethan, nun sind wir Beide quitt!"

„Bruder," entgegnete Margarethe, „hat schon Einer einen falschen Eid geschworen von Allen, die im Birkenhof geboren sind!"

Der Hofbauer antwortete ihr nicht, sondern wollte

ihr im Zorn den Rücken wenden. Sie aber bog sich weit vor, ergriff mit ihrer starkknochigen Rechten des Bruders Hand so fest, daß er bleiben mußte, und sagte:

„Jetzt höre auch Du mich aus. Mein Leben lang hat's mir wie ein Stein auf der Seele gedrückt, daß ich Vater und Mutter und dem Vicar und Dir das Leid angethan mit dem Werder, das doch auch mein Unglück gewesen ist, und ich habe immer gedacht, daß ich's gut machen möchte; denn es hat mir nicht eine Stunde Ruh' gelassen im Gewissen. Glaubst Du, daß ich nun, wo es bald mit mir zu Ende geht, mein Gewissen noch schwerer beladen will? Wenn der Anton Werder es nicht ehrlich meint, will ich verdammt sein in alle Ewigkeit, und wenn ich geduldet habe, was ich nicht hätte dulden sollen zwischen ihm und der Marie, so will ich auch verdammt sein. Und nun geh' und mach' das Kind so elend mit Deinem blinden Zorn, wie Du mich einst gemacht hast! Nimm sie mit Dir, er wird sie zu holen kommen von dort so gut wie von hier!"

Dabei drückte sie des Bruders Rechte so gewaltsam, das es selbst dem starken Manne wehe that und er sich losmachen wollte, aber die Hand Margarethens war zu Eis erstarrt, sie war zurückgesunken auf

ihre Kissen, und Kunz mußte die festgekrampfte Hand der Schwester gewaltsam von der seinen lösen, um ihr nur erst beispringen zu können; denn sie lag wie eine Todte da. Er rief nach Marien; sie fingen an die Leblose zu waschen mit kaltem Wasser, zu reiben mit heißen Tüchern, aber es wollte Alles nichts helfen, und als Kunz den Doctor holte, als Margarethe mit dessen Beistand wieder zu sich kam, erkärte der Doctor, die Gicht sei der Kranken nach innen getreten, und sie werde kaum mit dem Leben davon kommen; denn sie sei sehr schwach geworden in den letzten Tagen.

Dem Hofbauer perlte der kalte Schweiß auf der Stirn. Es tönte ihm immer wie „Mörder, Mörder!" in den Ohren, und doch mußte er es sich sagen, daß er Recht gethan habe. In der Nacht, während Marie selber todtenblaß an der Muhme Bett saß, die in fürchterlichem Fieber allerlei Wirres durcheinander sprach, gingen die Gedanken in wildem Lauf durch des Hofbauers Gehirn, der auch keinen Schlaf finden konnte auf Mariens Bett. Er verwünschte die pyrmonter Reise, die Städter und Alles, was Werder hieß. Er nahm sich vor, sich und die Seinen noch viel fester abzuschließen gegen die Welt, deren

Sittenverderbniß nun schon zum zweiten Male Unglück in seine Familie bringe. Daß der junge Werder es ehrlich meine, daß der alte Werder seinem Sohne jemals eine Heirath mit einer Bauerntochter zugeben werde, das konnte kein Mensch glauben, der mehr Einsicht hatte als die alte Margarethe; würde er selbst doch nicht sein einziges Kind einem Scharrwerker oder Instmann geben, warum sollte denn der Geheimrath nicht auch halten auf seinen Stand? Daß Marie fort müßte aus Iserlohn, war ihm gar kein Zweifel; denn in derselben Stadt durfte sie nicht bleiben! Aber wie konnte er sie jetzt fortnehmen von der todtkranken Schwester? Bleiben in Iserlohn, um zu sehen, daß Anton nicht mehr ins Haus käme, das konnte er auch nicht; er hatte sich Pferd und Wagen bestellt an die Eisenbahn, und darum mußte er fort. Freilich brauchte er nur den Friedrich als Aufpasser zu lassen, aber das durfte er sich selbst nicht anthun, das hieß sich selbst ins Gesicht schlagen. Er sann hin und her, endlich fiel ihm ein, es sei in einer guten Sache immer am Besten, den geraden Weg zu wählen. Er wollte, wie es ihm zukomme, am Morgen zu dem jungen Manne gehen, ihm die nackte Wahrheit vorhalten und ihm verbieten, sich im Hause der alten Margarethe sehen zu

lassen, so lange sein Kind unter ihrem Dache bleiben müsse, und das werde der befolgen; denn als ein schlechter Mensch war Jener ihm nie vorgekommen.

Wie er zu dem Entschlusse gelangt war, konnte er schlafen. Am Morgen trat er, mit Hut und Stock in der Hand, zum Ausgehen gerüstet, vor die Tochter hin und fragte, wo der junge Herr Werder wohne.

„In Griesbach, fünf Stunden von hier," antwortete sie, und da sie des Vaters Ueberraschung in seinen Zügen sehen mochte, sagte sie: „Er ist nicht hier gewesen seit Wochen und Monden, weil die Muhme mich hat nach dem Birkenhof schicken wollen, wenn er anders käme, als mich zur Frau zu holen, und ich will ihn gewiß nicht wiedersehen — nur laß mich bei der Muhme bleiben, daß doch eines von ihrer Freundschaft da ist, wenn sie stirbt." Dabei weinte sie bitterlich, und auch in Kunz stieg eine tiefe Traurigkeit auf, weil Mariens Worte ihm bewiesen, daß Margarethe nicht so schuldig sei, als er sie geglaubt hatte. Er fragte Marien, wie oft Anton gekommen, was er ihr gesagt, was er versprochen habe? Sie erzählte Alles, so weit ihre Scheu vor dem strengen Vater es zuließ, über dessen Gesicht die Gedanken wie dunkle Wolkenschatten hinzogen; aber er sprach kein Wort,

sondern legte nur Hut und Stock weg, ließ den kleinen Sohn aufstehen, den er mit sich hatte, packte sein Bündel zusammen, frühstückte und hatte noch immer nicht ausgesprochen, ob die Tochter mit ihm kommen oder bei der Muhme bleiben sollte.

„Endlich zog er die Uhr heraus und sagte: „Ich muß fortmachen, Du bleibst hier. Wenn's nicht besser wird, so schreib es, dann schicke ich die Mutter herein; daß Du Niemand wiedersiehst, den Du nicht wiedersehen sollst, das ist abgemacht.“ Darauf schritt er der Thüre zu, wendete aber wieder um, ging ans Bett, nahm der alten Margarethe Hand, die davon gar nichts fühlte, und sprach zu Marie:

„Sieh selbst, wohin es führt. Willst Du auch einmal so jämmerlich daliegen ohne Mann und Kind? Es ließe mir im Grabe nicht Ruh', wenn es so mit Dir enden sollte wie mit ihr!“

Damit ging er hinaus. Wie er sich aber im Flur kopfschüttelnd mit dem Rockärmel über die Augen fuhr, wußte Marie nicht, über wen der Vater weine, über die Muhme oder über sie.

X.

Tage und Wochen gingen hin, ohne daß es mit Margarethe recht besser werden wollte. Die Mutter war in der Stadt gewesen und wieder fortgegangen, auch der Vater war gekommen, und da sie nichts Unrechtes wahrgenommen hatten, so hatten sie die Tochter dagelassen, weil Margarethe, so schwach sie war, sich nicht bewegen ließ, hinauszuziehen nach dem Birkenhof und dort ihre Genesung abzuwarten.

Gern ließen die Aeltern das Mädchen nicht in der Stadt; denn es war sehr unruhig in der Gegend, seit die Frankfurter Nationalversammlung das Volk aufgeboten hatte, zu der deutschen Verfassung zu stehen gegen die Fürsten, die sich mehr und mehr davon lossagen wollten. Es wurden aus der ganzen Umgegend Deputationen nach Berlin geschickt. Die Land-

wehr, die nun eingekleidet werden sollte, wollte zum Theil nicht eintreten und weigerte sich, die Uniform anzunehmen. In den Klubs war eine große Aufregung; in den Fabriken arbeitete man zwar, aber Jeder hatte das Gefühl, als müsse er nun bald die Arbeit niederlegen, als werde irgend etwas Besonderes geschehen, da das Undenkliche, Unerwartete geschehen sei, daß der König von Preußen die Kaiserkrone von Deutschland abgelehnt hatte, die das Volk ihm bot, um sich im Innern friedlich, nach Außen mächtig zu entwickeln.

In Dresden, wo sich das Volk erhoben hatte, war der furchtbare Kampf bereits blutig beendet. In Düsseldorf, in Essen und Remscheid hatte es Unruhen gegeben; es lag wie ein Gewitter in der Luft, daß es auch in Iserlohn nicht ruhig bleiben konnte. Dem Hofbauer, so ungern er im Frühling, wo noch Alles zu bestellen war, den Hof verließ, wurde angst um die Frauen, und eines Morgens machte er sich wieder auf den Weg, um Margarethe im Guten oder mit Gewalt aus der Stadt zu bringen, da er doch zwei wehrlose Frauen nicht allein lassen durfte, wo es jeden Augenblick losbrechen konnte.

Hatte er früher schon immer gedacht, daß der Kö-

nig nicht wohlgethan habe, daß er schlecht berathen sei, so fühlte er jetzt den größten Zorn, wenn er sah, wie unnöthig die Aufregung herbeigeführt worden, wie man des Volkes Zufriedenheit und Freude absichtlich in Mißtrauen verkehrt habe und in Haß. Aber wie Kunz Schmidt auf den König zürnte und auf seine Räthe, ebenso erbittert war man am Hofe und im Ministerium zu Berlin über das Volk.

Der Geheimrath vor allen Andern kannte in seinem Zorne keine Grenzen. Er hatte seinem Sohne geschrieben, daß er auf seinen Gütern schonungslos verfahren, Jedweden aus dem Dienste jagen, Jedweden den Behörden ausliefern solle, der sich für die frankfurter Verfassung erkläre und als ein widerspenstiger Unterthan des Königs beweise. Er erwarte von Anton, so hieß es in dem Briefe, daß er auf den Gütern seine Schuldigkeit thun werde, daß er die deutschen Farben nirgends dulden und auf diese Weise die Ehre und Ruhe des eignen Vaterlandes und des eignen Herdes zu wahren wissen werde.

Um dieselbe Zeit aber zogen bewaffnete Corps von Hagen und aus der ganzen Umgegend nach Iserlohn, wo schon am Tage vorher Unruhen gewesen waren. Die alte Margarethe ging noch bläſſer als

vorher, auf eine Krücke gestützt und von Marie geführt, von ihrem Lehnstuhl an das offene Fenster, um zu sehen, was das Geschrei bedeute, das sich in einzelnen Stößen aus der Ferne hören ließ zwischen den Signalen der Bürgerwehr und dem Trommelwirbel der Soldaten. Es war ein schöner Mainachmittag, der Himmel sah in stillem Frieden auf die Stadt herab; vor dem Hause in dem kleinen Garten blühte der Stachelbeerstrauch, und die Sperlinge flogen auf und nieder, ungestört durch den immer stärker werdenden Lärm.

„Mir ist schrecklich angst, Muhme!" sagte Marie, „und ich wollte doch, wir wären bei uns zu Hause. Was soll's denn werden, wenn es auch hier losgeht, und wir können nicht fort? Solche Zeiten sind ja nie gewesen!"

„Es sind ganz andere Zeiten gewesen, Kind, wie die Franzosen im Lande waren, und sie sind vorübergegangen, und uns ist kein Haar gekrümmt worden auf dem Kopfe, weil Gott uns beschützt hat. Was der will, das wird auch jetzt geschehen, und soll uns Unglück treffen, so trifft es uns auf dem Birkenhofe so gut als hier."

Marie schwieg, aber ihr Herz war nicht ruhig.

Sie dachte mit immer steigender Sehnsucht nach Hause, je unruhiger es in den Straßen wurde. Die angstvolle Hast, mit der in den Nachbarshäusern die Leute ihre Köpfe zu Fenstern und Thüren heraussteckten, theilte sich ihr, sie immer stärker aufregend, mit. Nicht nur nach dem Vater verlangte sie, es war ihr, als müsse jetzt auch Anton erscheinen, den sie so lange nicht gesehen hatte, als dürfe der sie nicht hier allein lassen, sondern müsse kommen, sie hinauszuholen nach Griesbach, um sie dann nicht mehr von sich zu geben.

Währenddeß nahm die Bewegung zu. In einzelnen Fabriken fingen die Arbeiter an, die Arbeit liegen zu lassen und zogen in Trupps bald singend, bald schweigend, was Marie noch schauriger erschien, durch die Straßen, man sagte, nach dem Landwehrzeughause hin, das am andern Ende der Straße lag. Da mit einem Male drängte sich eine starke Männergestalt durch den Haufen der Arbeiter, der gerade vor dem Hause in lärmender Berathung Halt gemacht — es war Mariens Vater. Erhitzt vom eiligen Wege, hatte er den blauen Tuchmantel mit den vielen Kragen abgenommen und über den Arm geworfen, den Wanderstock in der Hand und sah mit festem Blick

nach den Fenstern hinüber, als wolle er sich schon von fern überzeugen, was er zu hoffen, was er zu fürchten habe.

Sowie sie ihn erblickte, flog Marie ihm entgegen bis mitten auf die Straße. Der Landmann ist kalt und sparsam im Ausdruck der Zärtlichkeit gegen seine Frau und seine erwachsenen Kinder, aber wie Kunz Mariens ansichtig wurde, wie er sie gesund und heil vor seinen Augen sah, breitete er ihr die Arme entgegen, und Vater und Tochter umfingen sich mit einer Wärme und Zärtlichkeit, wie nur solch ungewöhnliche Angst sie diesen spröden, nicht aufgeschlossenen Naturen entlocken konnte. In demselben Augenblicke schlug jedoch schon das Tosen des Kampfes an ihr Ohr. Der Vater flüchtete die Tochter ins Haus; denn immer neue Züge von Arbeitern eilten an ihnen vorüber nach dem Landwehrzeughause hin, das man zu stürmen begonnen hatte. Es hieß, daß ein Truppendetachement in die Stadt gedrungen, daß bereits ein unbewaffneter Arbeiter niedergestoßen, und daß der Augenblick gekommen sei, sich auch in Iserlohn zu bewaffnen für die deutsche Verfassung, für die deutsche Einheit.

Kunz hatte, als das Schießen in der Ferne stärker wurde, vorsichtig Thür und Laden geschlossen, nur

durch die Einschnitte der letztern drang das Licht in das Zimmer und beleuchtete Margarethe, die ruhig, den Kopf in die Hand gestützt, in ihrem Lehnstuhl saß, während Marie sich auf einen Schemel zu ihren Füßen niedergekauert hatte und der Vater bald im Zimmer auf und nieder, bald nach der Hausthüre ging, um durch den Schieber auf die Straße zu sehen, wenn es stiller würde. Das dauerte ein paar Stunden fort, mit einem Male hörte man ein Krachen und Fallen und dann Jubelgeschrei und Flintenschüsse und bald darauf lautes Singen und Marschiren, als ob ganze Trupps von Menschen vorüberzögen. Man hatte das Zeughaus erstürmt, die Arbeiter hatten sich bewaffnet, das Militair sich aus der Stadt zurückgezogen, und man fing an, in den Straßen Barrikaden zu bauen, um sich gegen neue Angriffe der Truppen zu schützen, wenn sie vielleicht mit Verstärkung wiederkommen sollten.

Diesen Zeitpunkt der Ruhe benutzten viele Einwohner, die Stadt zu verlassen, und der Vater hatte Marien befohlen, das Nöthigste zu packen, und war eifrig bemüht, Margarethen zum Fortgehen zu überreden, als man draußen an die Thür klopfen hörte. Kunz ging hinaus, zu öffnen, Marie folgte ihm sorg-

lich, und Beide traten mit einem Ausruf sehr verschiedener Ueberraschung zurück, als Anton vor ihnen stand. Ehe der Vater etwas fragen konnte, hatte der junge Mann Marien umarmt und sagte:

„Gottlob, daß ich Dich wiedersehe, Gottlob, daß Ihr da seid, Vater! Die Frauen müssen fort, gleich jetzt, da es noch Zeit ist; ich habe Fuhrwerk hier, der Inspector sollte sie hinausbringen, jetzt thut Ihr es selbst, so bleibe ich um so ruhiger hier!“

Es lag eine so feste Entschiedenheit, ein so sicheres Gefühl der Berechtigung in dem Wesen und den Worten des jungen Mannes, daß Kunz in diesem Augenblicke nicht zu fragen vermochte, woher der Jüngling das Recht nehme, über des Mädchens Gehen und Bleiben zu bestimmen. Anton war erhitzt vom Wege, aber ruhig in seiner Haltung; an dem grauen Calabreser steckte die deutsche Cocarde, über der Blouse hing die Büchse auf seiner Schulter, Pulverhorn und Hirschfänger am Gürtel, er war kampfgerüstet.

„Und wo wollt Ihr hin?“ fragte Kunz, nachdem er ihn betrachtet hatte.

„Ich bleibe hier mit meinen Leuten in der Stadt; wir sind gekommen, den Iserlohnern beizustehen.“

„Gegen die Truppen, gegen den König, dem Euer Vater dient?“

„Für die Verfassung und das Recht!“ antwortete Anton, und ihn mit Ueberraschung anblickend, sagte der Bauer, indem er ihm die Hand reichte:

„Nun, so schlagt ein! Ich will glauben, daß Wunder geschehen, da Eures Vaters Sohn zum Volke hält!“

Nach dieser flüchtigen Aufwallung schien der Bauer sich aber schnell zu besinnen und der Alte zu werden. „Die Frauen sollen fort,“ sagte er, „aber nicht zu Euch. Leiht mir Euer Fuhrwerk, junger Herr, daß ich sie fortbringe bis zu einer sichern Eisenbahnstation, von da ab helfe ich mir weiter.“

Und so sehr Anton sich bereit erklärte zu jeder Hülfe, so bestimmt Margarethe den Wunsch aussprach, nach Griesbach gebracht zu werden, ebenso bestimmt widersetzte sich der Bauer diesem Plane, bis Marie, die wie in einer Art von Betäubung dem ganzen Vorgange zugesehen hatte, plötzlich ausrief:

„Glaubt Ihr, ich werde fortgehen von hier und ihn hier lassen mitten im Kampfe? Das hält keine Menschenseele aus. Wo er ist, bleibe ich auch, ich kann nicht anders!“

Dabei warf sie sich mit solcher Leidenschaftlichkeit an Antons Brust und sagte, ihn mit ihren Armen umschlingend:

„Ich will mit Dir gehen, und wenn sie Dich todtschießen, sollen sie mich mit Dir todtschießen; denn ohne Dich leben kann ich ja doch nicht; laß mich nicht von Dir, schicke mich nicht weg, ich kann nicht fort!“

Da nahm Anton sie bei der Hand, wie er sie still und fest an sich gedrückt hatte, und fragte: „Kunz, soll ich sie zum Weibe haben, wenn der Kampf vorüber ist und ich lebe?“

Und in des Hofbauern Gesicht zuckte es wie Wetterleuchten bald auf, bald nieder. Es gefiel ihm nicht, daß nicht Alles in der Ordnung war, wie er es sich gedacht; es gefiel ihm nicht, daß er seine Tochter einem Manne versprechen sollte, dessen Vater nicht selbst für seinen Sohn freiwarb, dessen Vater es nicht gut heißen werde, was sein Sohn that in dieser Stunde. Aber die Stunde war ernst; der Bauer mußte sich sagen, daß wer den Muth und den Willen habe, für sein Volk und dessen Recht zu kämpfen, der werde auch den Muth haben, sich sein Weib zu erringen aller Welt zum Trotz, und dieser zuversichtliche

Trotz gefiel ihm; denn es lag ein gutes Theil davon in seiner eignen Natur. Darum sprach er:

„Fechtet erst den Kampf aus, danach wollen wir es überlegen; hier bleiben aber wollen wir; denn daß die Marie nicht fort kann, das ist richtig. Ihr sollt nicht sagen können, daß wir Euch verlassen haben, während Ihr zu uns gehalten habt.“

Danach wendete er sich zu Margarethe, als erwarte er von der einen Dank und wisse, daß sie mit ihm zufrieden sein würde. Margarethe aber sprach kein Wort zu alledem, und man hätte sie für theilnahmlos halten müssen, hätte nicht die Gewalt, mit der sie ihre gefalteten Hände zusammenpreßte, und das schwere Athmen ihrer Brust verrathen, was in ihr vorging. Endlich fragte sie fast tonlos, wann der Kampf beginnen, wann Anton jetzt würde von ihnen gehen müssen?

Das mußte nur zu bald geschehen; denn Anton wollte seinen Gefährten beistehen in jeder Arbeit: im Bau der Barrikaden wie im Kampfe selbst, und die nächsten Tage waren voll Mühe, Aufregung und Noth.

Die Volkspartei hatte die Herrschaft in der Stadt, aber der Selbstregierung durch lange Bevormundung ungewohnt, verstand die Masse es schlecht, und es

gelang den Führern nur mit großer Anstrengung, der ungewohnten Freiheit zu wehren, daß sie nicht ausarte in Zügellosigkeit. Man schickte eine Deputation an das Generalcommando in Münster, um zu versuchen, ob eine Ausgleichung möglich sei zwischen dem Verlangen des Volks und dem Verhalten der Regierung; aber obschon bis zur Rückkehr der Deputation eine Art von Waffenstillstand geschlossen worden zwischen dem Commandeur des Iserlohner Bataillons und den für die Verfassung bewaffneten Demokraten, glaubten sie nicht mehr an eine friedliche Ausgleichung, sondern fingen an, mit den immer stärker werdenden Zuzügen von Limburg, Münden und Ham sich für den Kampf vorzubereiten.

Die Stadt glich einem Feldlager; die Zuzügler wurden in die für die Landwehr bestimmten Quartiere verlegt, in allen Häusern mußte für die Fremden gekocht werden; der Sicherheitsausschuß, der sich in der Stadt gebildet hatte, strebte nach allen Richtungen hin, so viel als thunlich Ordnung zu erhalten, während die ganze Schwüle einer bevorstehenden Gefahr, das ganze Entsetzen dieses beginnenden Bürgerkriegs über der Stadt wuchtete und seine düstern Schatten auch über die Stirn der Männer

legte, welche herbei gekommen waren, die deutsche Sache zu vertheidigen.

Anton war täglich im Hause der alten Margarethe, er theilte die Mahlzeiten der Familie, aber nur in einzelnen Augenblicken vermochte seine Liebe ihn zu erheitern. Er fühlte die Schwere des Schrittes, den er mit reiflicher Ueberlegung gethan, er glaubte nicht an einen Sieg in diesem Augenblicke, dennoch schien es ihm Pflicht, Alles daran zu setzen, selbst das Leben, um darzuthun, daß man die Einheit des Vaterlandes, das Halten an der von den erwählten Vertretern des deutschen Volks gegebenen Verfassung für das Höchste und Heiligste erkenne. Diese Stimmung, diese Abgeschlossenheit brachte den jungen Mann dem Hofbauer näher, als es die freudigste Aufwallung seiner Liebe vermocht hätte. Da der Letztere Anton nur mit dem Ernste des Lebens beschäftigt sah, glaubte er an den Ernst seiner Neigung, und dadurch daß er genöthigt war, ihn als Gast täglich zu bewirthen in dem Hause, welches er wie sein eignes betrachtete, gewann er allmälig für ihn das Wohlwollen, das der gutgeartete Mensch für Jeden empfindet, dem er Dienste zu leisten vermag. Margarethe dagegen schien von jener ahnungsvollen Sorge ergriffen zu

sein, die nahe am Ziele noch zu scheitern fürchtet. Sie fragte nach Friedrich, als ob ihr von diesem Böses ahne, sie nahm an keinem Gespräch rechten Antheil, das sich in Möglichkeiten für die Zukunft verlor, und verrieth, so still und ruhig sie sich in ihrem Verhalten zeigte, doch in einzelnen Worten solche Zweifel an einem glücklichen Ausgange, daß Marie von ihrer Angst mit angesteckt, immer nur an der Muhme Lippen und Augen hing, als könne diese die Zukunft sehen und verkünden.

Es waren schwere Tage; sie wurden es noch mehr, als mit der wachsenden Schaar der herbeiströmenden Demokraten Noth und in ihrer Folge Unordnungen jeder Art sich in der Stadt zu zeigen begannen. Der Sicherheitsausschuß wurde abgesetzt, ein neuer ernannt; man mußte Anleihen von den Bürgern erheben, um für die Bedürfnisse der in der Stadt anwesenden Fremden zu sorgen. Der Hofbauer schüttelte bedenklich das Haupt, sein Vorsatz, bleiben zu wollen, fing an ihn zu reuen, besonders da auch Anton nun mehr noch als früher die Frauen zur Abreise mahnte, aber es war zu spät. Man ließ keine Männer mehr zu den Thoren hinaus, und mit einer ihr fremden Bestimmtheit und Hartnäckigkeit verweigerte

Marie es, die Muhme zu begleiten, als selbst der Doctor verlangte, daß man sie womöglich fortbringen sollte.

„Die Muhme weiß, daß ich hier bleiben muß; sie wird nicht einmal wollen, daß ich gehe; denn sie wird auch bleiben. Wer läuft denn davon in der Ernte, wenn ein Gewitter kommt, ehe Alles untergebracht ist, was man unterbringen kann?“ sagte sie.

Es war der Tag vor Himmelfahrt und der Waffenstillstand schon zwei Tage vorher abgelaufen, ohne daß eine Aenderung im Verhalten der Parteien zu Stande gekommen war. An diesem Tage verlangten die Demokraten gegen die bis Minden vorgerückten Truppen geführt zu werden. Anton war einer ihrer Führer. Marie und ihr Vater begleiteten die Ausrückenden bis vor das Thor der Stadt. Das Mädchen war stumm und bleich, sie schied von Anton mit einem Händedruck wie ihr Vater. Die folgenden Stunden, der Rest des Tages vergingen in dem kleinen Hause in jener gleichmäßigen Thätigkeit, hinter der sich in solchen Fällen die größte Erregung der Seele verbirgt. In allen Häusern machte man nach Angabe der Behörden Bandagen zurecht und zupfte Charpie, selbst die schwachen, von der Gicht zusam=

mengezogenen Hände der alten Margarethe rasteten nicht. Es war ihr ein Bedürfniß, die Stunden auszufüllen, die ihr unendlich erschienen, bis Abends die Glocken das Himmelfahrtsfest einläuteten, deren friedenvoller Klang wie ein herzzerreißender Spott erschien in dem Augenblicke, als die ausgerückte Schaar flüchtig und geschlagen zurückkehrte in die Stadt.

Marie stand, von allen Qualen der Ungewißheit gefoltert, in der Thüre des Hauses; denn aus der Schaar, welche sich kämpfend nach Iserlohn zurückgeworfen, wußte Niemand von Anton. Es ward Abend, die Nacht brach an, Kunz ging und kam in einer Sorge, die ihm selbst verrieth, wie theuer ihm Anton bereits geworden sei; Margarethe saß, ein Bild der Ergebung, in ihrem Lehnstuhl, unfähig selbst zum Gebete, als endlich ein Aufschrei Mariens vor der Thür das Erscheinen des Ersehnten ankündete.

Anton hatte einen Hieb in die linke Schulter bekommen, aber er schien es nicht zu beachten; denn der Schmerz seiner Seele war stärker. Er hatte gewußt, daß es nicht glücklich enden könne; da er den Ausgang erlebt, mit Augen gesehen hatte, wie aller Muth, alle Begeisterung dieser schlechtbewaffneten, ungeüb-

ten Männer nichts vermocht hatten gegen die kalte Taktik einer disciplinirten Truppe, zerriß es ihm das Herz.

„Und doch," sagte er, „ist das Blut nicht vergeblich geflossen, doch muß morgen der neue Kampf gewagt, das Letzte versucht werden! Das Regiment, das in Dresden gekämpft hat, ist vor den Thoren; es wird einen harten Strauß geben und Mancher von uns den Abend nicht erleben. Laßt mich denn hier bleiben, bis der Tag anbricht; denn in jedem Augenblicke kann das Signal gegeben werden."

Niemand hatte sich zur Ruhe gelegt; Margarethe schlummerte ermattet auf ihrem Sessel, Anton hielt Marie umschlungen, der Vater saß in sich versunken da. Gegen Morgen, als es anfing, sich auf den Straßen zu regen und Anton sich erhob, seine Waffen zu nehmen, sagte der Hofbauer:

„Euer Vater hat's mit verschuldet, was jetzt gekommen ist, und daß Ihr in Waffen steht gegen des Königs Befehl, dem er dient; es kann Keiner wissen, was der Tag bringt und wer am Morgen noch da ist; habt Ihr nichts zu bestellen an Euren Vater?"

„Ich habe ihm geschrieben, ehe wir gestern ausgezogen sind!"

„Und habt Ihr in Frieden geschrieben und in Versöhnung? Denn es soll nicht sein, daß Vater und Kind in Haß von einander gehen aus der Welt!“

„Ich habe ihm geschrieben, daß ich nicht anders handeln konnte, und daß er mir vergeben möge, was ihn schmerzt!“

„Dann geht in Gottes Namen!“ sagte der Alte. Anton schüttelte ihm die Hand und umarmte Marie, die sich weinend an ihn hing, als schon die verabredeten Signale das Anrücken der königlichen Truppen gegen die Stadt verkündeten und ihn auf den Kampfplatz riefen.

XI.

Der Kampf war kurz, aber blutig gewesen. Aus den Häusern, von den Dächern herab hatte man auf die siegreich einrückenden Truppen geschossen, deren wild aufgestachelter Zorn nach dem Tode ihres in der Stadt durch einen Schuß gefallenen Obristen keine Grenzen kannte. Wehrlose Männer, Frauen und Greise wurden in den Straßen und Häusern getödtet. Wohin man blickte, sah man Blut und alle Gräuel des Bürgerkriegs.

Die Nachricht von dem Einzuge der Truppen in Iserlohn erregte in Berlin bei der jetzt und überall siegreichen Reaktion die lebhafteste Freude. Im Hause des Geheimraths war am folgenden Tage eine Gesellschaft versammelt, in der man mit großer Genugthuung von der Niederlage der Demokratie und mit

gleichgültiger Härte über das Elend sprach, welches der Kampf in Iserlohn über viele der dortigen unschuldigen Familien gebracht hatte.

„Sie haben es ja nicht anders haben wollen," sagte der Geheimrath; „sie haben es ja selbst heraufbeschworen mit ihren wahnsinnigen anarchischen Gelüsten. Nun mögen sie schmecken, wie die Anarchie thut. Wie tolle Hunde sollte man all das Gesindel vor die Kartätschen bringen, das sich gegen den König und seine Regierung empört."

Noch während er diese Worte sprach, überreichte ihm ein Diener auf silbernem Präsentirteller einen Brief. Der Geheimrath trat auf die Seite, ihn zu erbrechen. Aber kaum hatte er die ersten Worte gelesen, als er erbleichend das Zimmer verließ.

Wenig Stunden darauf befand er sich mit seiner Frau auf der Reise nach Westphalen, und so schnell die Dampfmaschine die Wagons auch über die Eisenschienen führte, es war zu langsam für die Angst der Aeltern, die zu ihrem schwer verwundeten Sohne eilten, ungewiß, ob sie ihn noch am Leben finden und welches Schicksal ihm dann bevorstehen werde.

Es war tief in der Nacht, als sie in Iserlohn an

Margarethens Wohnung klopften. Der Hofbauer öffnete die Thür.

„Er wird davon kommen," sagte er, sobald er den Geheimrath erkannte, und führte die Eltern in das Haus.

In der Kammer, auf Mariens Lager ruhte Anton bleich, von Blutverlust und Wundfieber erschöpft. Margarethe war zu Füßen des Bettes in dem Lehnstuhle eingeschlummert, den man ihr neben dem Kranken hingesetzt hatte. Marie, selbst durch eine Streifkugel an der Stirne verwundet, als sie mit dem Vater den für todt daliegenden Anton in ihr Haus geflüchtet hatte, war unbesorgt um den eignen Schmerz, nur mit der Pflege des Geliebten beschäftigt.

Antons Mutter, sobald sie aus den Berichten der beiden Frauen die Gewißheit geschöpft hatte, daß ihr Sohn ihr erhalten bleiben werde, wendete sich mit Dank und Liebe dem Mädchen und ihren Verwandten zu, welche ihr Leben und ihre Sicherheit daran gesetzt hatten, den Jüngling zu retten. Anders verhielt sich der Geheimrath selbst. Kaum verlassen von der Sorge um Antons Leben, tauchte das Bewußtsein der peinlichen Verhältnisse vor ihm auf, in welche Antons Betheiligung an diesem Kampfe ihn bei sei=

ner amtlichen Stellung verwickeln mußte. Er blickte mit zornigem Schmerze auf die Kluft, die ihn von seinem einzigen Sohne trennte, mit zornigem Schmerze auf die Nothwendigkeit, ihn vielleicht für lange Jahre von sich zu entfernen. So oft und bestimmt er es behauptet hatte, daß man der strengsten Gerechtigkeit ihren Lauf lassen müsse in der Bestrafung der Rebellen, war er dennoch eben so bestimmt entschlossen, seinen Sohn, sein Fleisch und Blut, dem strafenden Arme dieser Gerechtigkeit wo möglich zu entziehen. Aber noch ehe er zu einem Resultate gekommen war, sah er, daß das Auge des Bauern, der ihm gegenüber in der Stube an dem großen Tische Platz genommen hatte, so fest auf ihn gerichtet war, als wolle er in seinem tiefsten Innern lesen, und plötzlich sagte derselbe: „Wohin soll Euer Sohn gebracht werden, Herr! Denn Ihr könnt doch nicht Lust haben, ihn todtschießen oder einsperren zu lassen, weil Ihr abgefallen seid von unserer Reichsverfassung?"

„Ich meinte," entgegnete der Geheimrath, den Nachsatz absichtlich überhörend, „daß er bei Eurer Schwester bleiben sollte, werther Herr Schmidt, bis die Heilung seiner Wunde eine Reise zulässig macht."

„Das ist unmöglich, Herr, er ist nicht sicher hier. Der Freienfelder Friedrich, derselbe, der ihm den Bayonnetstich in die Brust gegeben hat, kann es in jedem Augenblick erfahren, daß er im Hause ist. Er haßt ihn um des Mädchens willen. Wo also soll er hin?“

„Sollte es nicht möglich sein, ihn dennoch zu verbergen,“ sagte der Geheimrath, der den Sinn der Rede ahnte, ohne ihn doch ganz verstehen zu können, „bis ich von Berlin aus, wohin ich mit dem nächsten Eisenbahnzuge abgehen muß, bestimmen kann, was mit meinem Sohne werden soll.“

Der Bauer sah ihn mit kaltem, spöttischen Lächeln an.

„Glaubt Ihr, ich sei so einfältig, daß ich nicht merken sollte, wo Ihr hinauswollt, Herr? Ihr möchtet Euer Amt und Euren Credit am Hofe erhalten, und denkt, die Mutter und wir, die wir noch Menschenherzen haben, soll Euch das Leben und die Freiheit des Sohnes retten! Das wird geschehen, Herr, verlaßt Euch darauf, aber dann wird er unser sein und nicht mehr Euer!“

„Was soll das heißen?“ rief der Geheimrath beleidigt und mißtrauisch zugleich.

Da trat Margarethe dazwischen. „Wollt Ihr den Kranken erwecken mit Euren lauten Worten?“ fragte sie. Und als die Andern schwiegen, fuhr sie fort: „Wißt Ihr es, Herr Geheimrath, daß Euer Sohn sich der Tochter meines Bruders zum Manne verlobt hat? Und daß mein Bruder sie ihm zum Weibe versprochen hat, als er fortging zum Kampfe?“

„Dazu hat er kein Recht, wenn ich es ihm verbiete!“ fuhr der Geheimrath auf; „das aber werde und muß ich thun!“

„Kein Recht?“ fragte Margarethe. „Und das sagt Ihr in der Stunde, da Euch Euer einzig Kind kaum erst wiedergeschenkt ist vom Himmel? Das sagt Ihr vor den Menschen, die sein Leben gerettet haben, und von denen Ihr fordert, daß sie auch weiter für ihn sorgen mit eigner Gefahr? Glaubt Ihr, der Anton, der nicht gelassen hat vom deutschen Reich, dem er sich anverlobt, der werde lassen von der Braut, der er Treue geschworen hat, und die ihr Leben lang die Narbe auf der Stirne behalten wird, ihn zu erinnern an die Stunde, wo sie sich dem Tode ausgesetzt hat aus Liebe zu ihm? Der Anton handelt nicht, wie Euer Vater gehandelt hat an mir. Ihr kennt Euer eigen Kind nicht, wenn Ihr so von ihm denkt?“

Aber schon bei Margarethens letzten Worten hatte die Geheimräthin ihren Mann an das Bett des Sohnes gerufen. Anton war erwacht. Er hatte die Mutter erkannt, nach dem Vater gefragt. Als dieser vor ihn hintrat, als er den Sohn erblickte, der mühsam aufgerichtet von Mariens Armen gestützt, den Kopf an ihre Brust gelehnt, ihm die Hand entgegenreichte, erbebte der Geheimrath. Tiefe Rührung und die auftauchende Ahnung, daß er sich dem Willen seines Sohnes werde fügen müssen, erschütterten ihn gleich mächtig.

„Segnet uns!“ Das war Alles, was die bleichen Lippen des Jünglings zu sprechen vermochten, und fortgezogen von der Zärtlichkeit der Mutter, legte der Geheimrath mit ihr die Hände auf die Häupter seines Sohnes und Mariens, deren Freudenthränen über den Ruhenden herabflossen.

Eine tiefe Stille herrschte in dem Zimmer; Anton schlummerte wieder ein. Der Geheimrath und der Hofbauer hielten sich fern von einander. Die Mutter hatte Mariens Hand erfaßt, die sie liebevoll in der ihren drückte. Margarethe stand fest und hoch aufgerichtet vor dem Bette, als ob die Schwäche der

Krankheit und die Last der Jahre von ihr genommen wären.

Endlich sagte der Bauer: „Es wird am Besten sein, wenn wir den Anton sobald als möglich nach dem Birkenhofe schaffen, wo er doch sicherer ist als hier. In ein Paar Tagen wird er's wohl vertragen können. Willst Du ihn zu mir bringen, Margarethe?"

„Ja Bruder, das will ich, und ich will bei Dir bleiben, wenn er fortgehen wird mit seinem jungen Weibe in die Fremde, und wir wollen zusammen leben im Vaterhause in Frieden und Eintracht, bis Du mir die Augen zudrückst. Der Name, den Deine Tochter künftig führen wird, wird keine schlimme Erinnerung mehr wachrufen im Birkenhof, und Alle werden ihn im Herzen tragen wie ich."

Sie trocknete mit der Schürze ihre überströmenden Augen und ging davon, aber im Gehen reichte sie dem Bruder die Hand, und ein fester Druck besiegelte die Versöhnung ihrer Herzen.

Jetzt, während der Erzähler diese letzten Zeilen schreibt, ist Marie schon seit einem Jahre Antons

Weib. Sie schafft rüstig auf der Farm am Missis-sippi, welche ihr Mann gekauft hat, und ist seine Lehrerin in der Landwirthschaft, wie er der ihre in allen anderen Gegenständen.

Margarethe lebt im Birkenhof bei ihrem Bruder, der Geheimrath ist im Parlament zu Erfurt, und seine Frau hofft auf die einstige friedliche Lösung des Parteikampfes in Deutschland, die ihr den Sohn und die Schwiegertochter in das Vaterland zurückführen soll.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.